326

Apologie,

Lessings dramatisches Gedicht:

Nathan den Weisen

betreffend,

---

nebst einem Anhange

über einige Vorurtheile und nöthige Toleranz,

---

herausgegeben

von

F. W. von Schütz.

Leipzig,

bey Paul Gotthelf Kummer 1781.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sr.

Hochfürstlichen Durchlaucht

dem regierenden Fürsten

zu Anhalt Dessau rc.

Meinem gnädigsten Fürsten

und Herrn.

Durchlauchtigster Fürst
Gnädigster Herr!

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht geruhen gegenwärtige Zueignungsschrift als ein Zeichen der tiefsten Ehrfnrcht anzusehen, mit welcher ich's wage, Denenselben meine Schrift in Untertänigkeit vorzulegen, und um gnädige Aufname zu bitten. Sie enthält auser der Vertheidigung eines dramatischen Gedichts und der Zergliederung einzelner Schönheiten, annoch einen

Anhang, worinne ich einige Vorurtheile zu bestreiten und Toleranz zu empfehlen suche. Ob mir dieser Versuch würklich gelungen ist, und in wie ferne ich meinen Endzweck erreicht habe, überlasse ich blos Höchstderoselben Ermessen, da mich denn auch der geringste Beifall eines Fürsten, den der feinste Geschmack zu urtheilen berechtigt, gegen den Tadel mancher Kunstrichter, schadlos halten wird. Ich schmeichle mir dieses Beifalls, nicht als ob ich glaubte, daß meine Arbeit solchen vollkommen verdiene; sondern wegen der gewohnten Nachsicht, womit Dieselben Jünglinge zu unterstützen und in ihren Bemühungen zu ermuntern pflegen, fasse ich das feste Vertrauen, Ew.

Hoch-

Hochfürstl. Durchl. werden auch gegenwärtige Schrift, als blose Versuche eines angehenden Schriftstellers, mit einiger Nachsicht zu beurtheilen, gnädigst geruhen.

Die Einwohner Dero Dessauischen Lande, erkennen nicht nur das Glück, so sie unter Höchstderoselben preiswürdigen Regierung geniesen, sondern beleben auch durch den ausgebreiteten Ruhm das Herz iedes Ausländers mit der tiefsten Ehrfurcht gegen die Verdienste eines Fürsten, an welchem nebst der weisesten Regierung auch die Wissenschaften einen der höchsten Kenner und Beförderer gefunden haben. — Ein gültiger Bewegungsgrund für den Schriftsteller, seine Arbeit einem

)(4 Re-

Regenten mit so vorzüglichen Eigenschaften, zu widmen. —

Ich vereinige meinen Wunsch, mit den Wünschen eines ieden Unterthanen Dero glücklichen Lande, daß nämlich die Vorsehung diesen Fürsten bis auf die spätesten Zeiten erhalten wolle, und bin mit der tiefsten Ehrfurcht

Ew. Hochfürstl. Durchl.

Meines Gnädigsten Fürsten und Herrn

unterthänigster treugehorsamster
Friedrich Wilhelm von Schütz.

Göthens

Göthens Schriften, 1ster Band, Leiden Werthers, S. 25.

— O! meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht? — Lieben Freunde, da wohnen die gelaßnen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr, abzuwehren wissen.

Vorbericht.

Als Herr Hofrath Lessing seinen Nathan den Weisen heraus gab, versagten ihm die einsichtsvollen Männer seiner Nation die Bewunderung nicht, die dieses Muster eines dramatischen Gedichtes in so vieler Absicht verdiente. Freilich fehlte es auch nicht an Tadel kleiner unbedeutender Köpfe, die gewohnt sind alles zu richten, es sey in oder auser ihrer Sphäre.

Es läßt sich leicht einsehen, warum ein Lessing solche Fliegen, die um ihn herum schwärmen, nicht wegbläset, sondern ihnen den Zeitvertreib gönnt, ihr kurzes Fliegenleben nach Gefallen zu verflattern. — Wer wird zum Beispiel einem Feldherrn, dessen Unternehmungen sein König lobt und seine Kammeraden bewundern, wohl zumuthen, gegen die unreifen Urtheile einiger Bürger des Staats sich zu vertheidigen, die gewohnt sind auf Caffee- und Bierhäusern über politische Händel zu schwatzen? — Wenn aber sogar Gelehrte, die selbst Verdienste haben, andern verdienstvollen Männern öffentlich Hohn zu sprechen und ihre Kunstwerke unter dem Schein der Tugend und Religion, als schändliche giftvolle Arbeiten auszustellen, sich erkühnen, dann erhält die Sache ein ernsthaftes Ansehen, und es ist Pflicht zum Besten der Wahrheit ihrentwegen sich in Bewegung zu setzen. — So verhält sich's mit Lessings Nathan. — Bei allen voreiligen Urtheilen über dieses Gedicht blieb ich kalt und dachte immer, was Wieland sagte, als er im Gespräch mit Hercules erwachte: *) „mögen sie

*) Göthens Schriften, 4ter Band, Seite 194.

sie doch reden, was kümmert's mich" als ich aber des Herrn Tralles zufällige altdeutsche und christliche Betrachtungen über Lessings neues dramatisches Gedicht Nathan der Weise, las; da erwachte in mir auf einmal der Geist des Widerspruchs, und ich fühlte mich stark genug, mit einem Gegner es aufzunehmen, der den verdienstvollen Lessing so unglimpflich behandelt und sich erkühnet hatte, über Dinge zu urtheilen, die ganz auserhalb seinem Horizont zu liegen scheinen. — Zu meiner eignen Rechtfertigung weiß ich gewiß, daß ich hierinne unpartheyisch zu Werke gehen kann, weil ich weder Lessing noch Tralles von Person kenne. Um aber auch in den Augen des Publikums unpartheyisch zu werden, will ich mich, so viel mir möglich ist, alles Spottes und bittern Ausdrucks enthalten. Ich sage mit gutem Bedacht, so viel mir möglich ist; denn so kalt man auch bei Beurtheilung einer Schrift, wie die von dem Herrn Tralles ist, seyn will, so geschieht es oft, daß man aus Liebe zur Wahrheit zu warm spricht und blos die gute Absicht, muß diese Wärme bei unsern Lesern entschuldigen. Ich schließe dahero meine

meine Vorrede mit den eigenen Worten des Herrn Tralles in dem Vorberichte zu dem 2ten Theile seiner Schrift: „es würde mir „leid seyn, wenn irgends wo unfreundliche „Ausdrücke in diese meine Abhandlung ein„geflossen wären, die sich indessen bey dem „besten Herzen, wenn man mit unbilligen „Gegnern zu thun hat, nicht immer ganz „vermeiden lassen.“

Sturzens

Sturzens Schrifften, Seite 188.

Wenn irgend ein — Montesquieus Namen an den Pranger gekreidet hätte, würde darum der Mann und sein Werk weniger ehrwürdig bleiben? —

Ich hasse den Streit, wo die Feinde nur gegen einander vernünfteln und durch Subtilitäten oder Trugschlüsse einander zu bekriegen suchen, denn nur zu selten nimmt solches zum Besten der Wahrheit ein rühmliches Ende. Ganz und gar aber kann man diese Mittel nicht aufgeben, denn es giebt Gegner von zu verschiedener Gattung. Denen es nur um Wortstreit und gelehrte Grillen zu thun ist, lasse ich ihr Steckenpferd einer zänkischen Laune sehr gerne und am wenigsten pflege ich mich in ihre Händel zu mischen. Wo aber Sittlichkeit, Tugend, Religion und alles andre, was mit diesen

in Verbindung stehet, mit in ihr Spiel kommen, da glaube ich Entschuldigung gnung zu finden, wenn sich ein Dritter in ihren Streit mischt, oder daferne es auch noch keinen würklichen Streit giebt, wenigstens des einen Absicht zu vereiteln sucht, und durch seine Darzwischenkunft dem Handel ein Ende macht. Nathan der Weise ist ein Büchelgen, welches schon in die Hände manches verständigen und unverständigen Lesers gekommen ist und in Zukunft noch kommen wird. Ist es nun ein so gefärliches Buch, wie der Verfasser in seinen altdeutschen und christlichen Betrachtungen zu behaupten gedenket, so verlohnt es sich auch der Mühe dieses Gift aufzusuchen und seine Mitbürger davor zu warnen. Ein öffentlicher Religionsspötter ist lange nicht so gefärlich als einer, der in Witz und Laune mit der Religion ein Gespötte treibt. Und da dieses der Vorwurf ist, den unser Gegner dem Herrn Leßing gemacht hat, so wage ich einen Versuch um hinter die Wahrheit der Sache zu kommen, und selbst zu prüfen und meine Mitbürger prüfen zu lassen, ob Leßing diesen Vorwurf mit Recht verdienet hatte. So weitschweifig als mein Gegner zu seyn, ist mir unmöglich, und ich glaube auch, daß es unnütze seyn würde; denn, wenn ich nur aus einigen Stellen bewiesen habe, wie unphi-

unphilosophisch er in Beurtheilung zu Werke gegangen ist, so wird es gnung seyn und die Leser werden von selbst wissen, was sie von solchen Feinden urtheilen sollen. Damit man nicht sagen könne, ich habe in Hrn. Tralles Schriftstellen aus ihrem Zusammenhange gerissen, so muß ich wohl seiner Methode zu Streiten mehr als meinem Leitfaden folgen, und ihm in der nämlichen Ordnung widersprechen, in welcher er dem Hrn. Leßing widersprochen hat. — Nun also zu der Vorrede seines ersten Theiles: Ich begreife nicht, was der Verf. mit der weitläuftigen Erzählung seiner Krankheit hat sagen wollen, denn es kann gar nichts zur Beurtheilung Nathan des Weisen beitragen, ob ich weiß daß Herr Tralles sich seine Gichtschmerzen durch kalte oder nasse Luft zugezogen hat, und mich dünkt, es könnte den Lesern ganz gleichgültig seyn, ob sie wüßten, daß er diese Schrift im Bette oder in dem Lehnstuhl geschrieben habe. Demnach entschuldige ich ihn wegen der weitläuftigen Erzählung seiner Krankheit theils damit, daß er ein Arzt ist, theils mit der Absicht, die er dabei haben mochte, bei seinen Lesern desto mehrere Nachsicht zu bewürken mit dem was er als Patient schrieb. — Sein Wunsch soll ihm erfüllt werden, denn man könnte über den Ton seiner

Vorrede sich nicht wenig lustig machen, wenn dieses nicht gerade das Mittel wäre, welches ich am ungernsten ergreiffe, um den Herrn Tralles hier zu widerlegen. Das übrige seiner Vorrede enthält eben nichts wichtigers, auser daß er in der Leßingischen Arbeit viele Stellen zu entdecken glaubt, die Spott gegen die Religion sind, und die Christen und ihren Glauben verwegen angreifen, welches alles in der Folge noch gründlicher soll untersucht werden.

Des Verfassers Betrachtungen fangen sich mit Lobeserhebungen an, über das Natürliche, Witzige und wohl Eingerichtete in den Erfindungen und den Ausdrücken des Herrn Leßings, aber dabei übernimmt doch seine Gerechtigkeitsliebe öffentlich zu behaupten, daß dieses Gedicht eines grosen und feinen Geistes, eines Leßings, völlig unwürdig sei. Hierbei declamirt der Verf. wider die Reformatoren unsrer deutschen Sprache, und ob er gleich in allen diesen Stellen nichts Neues gesagt hat, so enthalten sie doch viel wahres; und ähnliche Betrachtungen über einen so wichtigen Gegenstand, als uns unsre Muttersprache seyn muß, können nie zu oft angestellt werden. Es ist nicht zu läugnen, daß der so verdienstvolle Klopstock in

seinen Verbesserungen und Bereicherungen der deutschen Sprache wohl zu weit gieng, und es ist bekannt, wie wenige Nachfolger er unter unsern übrigen Schriftstellern hatte. Im Ganzen weiß ich keinen, der ihm gefolgt wäre, zum Theil aber haben viele seine Schreibmethode angenommen, weil sie einsahen, daß die deutsche Rechtschreibung einiger Verbesserungen bedürfe. Tralles geht in seinem Eifer zu weit und seine Beispiele, die er von den Franzosen entlehnt hat, sind nicht glücklich gewählet. Wie kann er an Voltairens Verbesserungen zweifeln, die, wo nicht im Ganzen, doch zum Theil für gut erkannt wurden, und denen so viele französische Schriftsteller gefolgt sind? — Doch ich will mich nicht weiter in diese Streitigkeit einlassen, sondern komme Seite 12. mit dem Verf. wieder auf Nathan zurück. Um von den neuen undeutschen, unverständlichen, pöbelhaften, niedrigen Worten und Ausdrücken, die er dem Herrn Leßing Schuld giebt, einen deutlichen Beweiß zu geben, führt er eine Menge Stellen an, die ihm fehlerhafft scheinen. Nur auf einige dieser Vorwürfe will ich hier antworten:

Vorgespreitzter Mantel ꝛc. Dieß Wort ist dem Herrn Tralles sehr auffallend, und statt

dessen verlangt er den Ausdruck: vorgehaltener, vorgezogener oder vorgespannter Mantel. Wir wollen sogleich sehen, wer von beiden hier Recht hat Recha, die andächtig schwärmt, glaubt noch immer, daß sie von einem würklichen Engel aus dem Feuer gerettet worden sey, und sagt: „ er, er winkte meinem Engel, daß er sichtbar auf seinem weißen Fittiche mich durch's Feuer trüge. „ Nathan der ihre Schwärmerei merkt, erklärt sich den Ausdruck: weißen Fittiche, dessen sich Recha bedienet, sehr leicht und glaubt, daß der weiße Mantel des Tempelherrn mitten im Feuer auf Rechas Geist Eindruck gemacht, und daß des Mädchens lebhafte Einbildungskraft sich diesen vorgespreitzten Mantel eines Tempelherrn zum weißen Fittiche eines Engels umgeschaffen habe, daher wiederholt er diese Worte und sagt zu sich selbst: „ weißem Fittiche! ia, ia! der wei„ße vorgespreitzte Mantel des Tempelherrn. „ Ist dieses unverständlich, oder wäre vorgespannter Mantel etwan besser gesagt? — Uebrigens ist Spreitzen kein unbekanntes, sondern ein gutes altdeutsches Wort, so von Spreiten herkommt, welches im gemeinen Leben für Breiten üblich ist, und so viel heißt, als: der Breite nach ausdehnen, auseinanderlegen. (Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart ꝛc. Unter Spreitzen)

Nathans

Nathans Saumthier treibt auf allen Gassen ꝛc. Hier fragt Herr Tralles ganz witzig: was ist das vor ein Thier? Ihm dient zur Antwort, daß unter mancherlei Bedeutungen das Wort Saum von einer gewissen bestimmten Menge und Schwere gebraucht wird, welche ohngefähr so viel ist, als ein Lastthier tragen kann. Saumthier also ist im Oberdeutschen eine übliche Benennung eines Thieres, welches zum Lasttragen gebraucht wird, dergleichen das Saumpferd, der Saumesel, welches eben so viel als Packesel ist. — Wenn also Herr Tralles nicht wuste, was Saumthier vor ein Thier war, so durfte er in einem ähnlichen Wörterbuche, so wie z. B. im Adelung nachschlagen, und er konnte uns dadurch die Mühe ersparen, ihm auf eine so unnütze Frage antworten zu dürfen.

Der Mann hat einen drallen Gang ꝛc. — Ist auch eben nicht so ungewöhnlich als es dem Verf. scheint. Ohnstreitig kommt dieses Wort von Drehen her und heißt also im figürlichen Verstande soviel als hurtig, munter. (Siehe Adelung unter Drall.)

Tempelherren müssen einmahl nun so handeln, müssen wie etwas besser zugelernte Hun-

de, sowohl aus Feuer als aus Wasser holen. ꝛc. Dieser Vergleich der Tempelherren mit Hunden scheint dem Verf. sehr unhöflich zu seyn. Leßing, da er dieses Gedicht schrieb, versprach sich freilich denkende Leser, die nicht iede Stelle so obenhin lesen, sondern mit andern vergleichen würden. — Gesetzt, es wären auch Rechas eigene Worte, die sie mit Spott auf den Stolz des Tempelherrn ausgösse, so wäre nach der Lage der Handlung dieser Ausdruck im geringsten nicht anstößig. Aber Herr Tralles hätte auch nur weiter lesen und auf die Worte merken sollen, die der Tempelherr zu Daja sagt: „ o Daja, Daja! warum iede Thorheit, die mei„ner Jung entfuhr, ihr hinterbringen? „Hieraus ergiebt sich ia deutlich, daß der Tempelherr, als ihn Daja mit Lobeserhebungen seiner grosmüthigen That wegen überhäufte, unwillig geworden war, und sich selbst diese That, ein Judenmädchen aus dem Feuer zu retten, nicht so hoch anrechnete, sondern vielmehr zur Antwort gegeben hatte: er habe nichts gethan, weil es die Pflicht der Tempelherrn nun einmal fordre, so zu handeln, weil sie, wie besser zugelernte Hunde, sowohl aus Feuer als Wasser holen müßten. — Daja hatte dieses der Recha hinterbracht,

bracht, und es sind also blos des Tempelherrns eigne Worte, womit ihn Recha verspottet.

Seite 15. ist dem Verf. der Ausdruck: als Bruder oder Ohm oder als Sipp verwandt, ebenfalls auffallend. Ich wünschte, daß er sich deutlicher erklärt hätte, was Leßing statt des Wortes Sipp hätte setzen sollen. Daß nicht iedem gemeinen Manne dieses Wort bekannt ist, gebe ich zu, aber das kann doch nimmermehr den Dichter berechtigen, sich nach der gemeinen Sprache zu richten. — Obgleich der Verf. ein Arzt und kein Rechtskundiger ist, so könnte ihm doch soviel bekannt seyn, daß Sipp, Sippschafft in den deutschen Rechten ein bekannter Ausdruck ist, und soviel als Blutsfreundschafft heißt, ia, daß es an einigen Orten sogar von dem weiblichen Geschlecht gebraucht wird, und die Sippe so viel, als die Verwandte bedeutet. Ich verweise den Verf. deshalb auf die Glossarien des deutschen Rechts, wo er mehreres hierüber nachlesen kann.

Pfiffigkeit rc. Herr Tralles sagt hier abermals ganz witzig: es soll soviel heißen als Spitzfindigkeit. Adelung erklärt, daß das Wort im figürlichen Verstande eine Handlung bedeute,

welche einen andern Endzweck hat, als sie den äusern Anscheine nach zu haben scheinet, besonders, wenn sie auf den Schaden des andern gerichtet ist. Artig und in der That ungezwungen scheint die Erklärung, daß der Ausdruck von den Taschenspielern entlehnt worden sei, welche, wenn sie den Zuschauern einen Handgrif verbergen und ihre Aufmerksamkeit theilen wollten, dabei gemeiniglich mit dem Munde zu pfeifen pflegten. Daher käme also der Ausdruck: Pfiffig, Pfiffigkeit.

Eine Siedelei auf Thabor ꝛc. (statt Einsiedelei) Tralles rückt dieses Wort dem Herrn Leßing als einen nicht geringen Sprachfehler vor und sagt: ein muß bleiben, weil der Einsiedler in seiner Wüste ein von allen Menschen abgesondertes Eins ist. Was kann Leßing dafür, daß Herr Tralles so ganz fremd in der Sprachkenntniß ist. Einsiedler ist ein neueres Wort, so von Siedler herkommt. Der Siedel ist im Oberdeutschen so viel, als ein Landgut, daher werden in vielen Gegenden freie Bauernhöfe, Siedel oder Sattelhöfe genennet. Siedel stammt von den veralteten Seden, Sieden her, dessen Indensivum das heutige Sitzen ist. Die Ableitungen Siedeln, (seinen

dauer-

dauerhaften Aufenthalt an einem Orte haben,) der Siedler, die Siedelei sind im Hochdeutschen gleichfalls veraltet, und theils nur noch in einigen Zusammensetzungen übrig, wohin besonders Einsiedler, Einsiedelei gehören.

Ich Querkopf. ꝛc. Heißt figürlich besonders im Niedersächsischen ein verkehrter widersinniger Mensch.

Ich Gauch. ꝛc. heißt soviel als ein Narr, im Hochdeutschen ein Geck.

Das ist erlogen ꝛc. Dünkt dem Verf. eine Redensart des schmutzigsten Pöbels zu seyn. Da er den Herrn Leßing so scharf richten will, so frage ich blos, ob es nicht besser wäre, wenn es hieße: eine schmutzige Redensart des Pöbels. Dieser Ausdruck ist gewöhnlich, schmutziger Pöbel aber scheint mir ein gar zu schmutziges Wort zu seyn. — Doch das sei nur im Vorbeigehen erinnert. — Es ist wahr, wenn man sich in Gesellschafft von Damen befindet, so pflegt man aus Höflichkeit niemals zu sagen, das ist eine Lüge, das ist erlogen, sondern man drückt sich so aus: es ist eine Unwahrheit, es ist unwahr gesprochen. Aber was kümmert den Dichter solche

übelver-

übelverstandene Höflichkeit in Gesellschafften? Lüge ist ein gutes deutsches Wort, und ich mag die wahre Lüge umschreiben, wie ich will, so bleibt es immer Lüge, und Herr Tralles wird dieses Wort aus unsern deutschen Wörterbüchern gewiß nicht verdrängen. Zugeschweigen, daß unter Unwahrheit und Lüge ein merklicher Unterschied ist. Unwahrheit ist blos der Gegensatz von Wahrheit, hieraus folgt: daß ich unwahr reden kann, ohne ein Lügner zu seyn. Wenn ich aber Dinge aus der Luft greife und doch für Wahrheit ausgeben will, so bin ich ein Lügner und in diesem Falle wäre **unwahr reden**, zu glimpflich gesprochen. *)

Seite 18 schweift Herr Tralles mit seinen Betrachtungen sehr aus, wo er nämlich beurtheilt, ob es schicklich ist, deutsche Bücher mit lateinischen Lettern zu drucken. Da dieses weder auf Nathan den Weisen, noch auf die übrigen Lessingischen Schrifften paßt, so wäre es überflüßig

*) Der wahre Unterschied, zwischen Unwahrheit und Lügen scheint der: Unwahrheit braucht mit keiner Absicht zu schaden verbunden zu seyn; Lügen hingegen setzt sie allemahl voraus; oder noch 'gnauer, Lügen läuft allemahl wider meine Verbindlichkeit, Unwahrreden nicht allemal.

flüßig hierüber Untersuchungen anzustellen. Ich muß anmerken, daß die angegebenen Seiten mit denen in meinem Exemplare nicht übereinkommen, folglich besitzt Herr Tralles ohnstreitig eine andre, und vielleicht ältere Ausgabe von Nathan dem Weisen, und in dieser Rücksicht will ich auch alles, was Seite 19 und vielen folgenden, über die Versart und den Rithmus gesagt worden ist, mit Stillschweigen übergehen, weil hierinne vielleicht die ältere Ausgabe von der meinigen unterschieden seyn könnte. —

Seite 24 in der Note führt der Verf. eine kleine Schrift an, unter den Titel: Die allerneuste deutsche Orthographie ꝛc. die ihm sehr gefällt und wobei er bedauert, daß er solche nicht eher erhalten habe, indem sie ein Linderungsmittel wider seine Gichtschmerzen hätte seyn sollen. — Mir ist eine kleine Schrift von einigen Bogen unter eben diesen Titel bekannt, welche die elendeste unter allen ist, die in diesem Fache geschrieben worden sind. Wenn ich meinen Lesern sage, daß ihr Verfasser ein abgesetzter Geistlicher ist, der sich in Bier und Brandeweinhäusern täglich aufhält, den die Gassenbuben sehr oft mit Koth warfen, wenn er betrunken in den Strasen taumelte, und der

in

in nüchternen Stunden aus Noth gedrungen, seine wenigen Verstandskräfte sammeln muß, um nur ein elendes Gedicht für einige Groschen, oder so ein armseliges Gewäsche verkaufen zu können, so glaube ich wohl, es wird hinreichend erwiesen seyn, was Herr Tralles für einen Geschmack haben müsse, wenn er behaupten will, daß in diesen Bogen die Ungereimtheit der neuen deutschen Orthographie auf sehr beissende und aufgeweckte Art vorgetragen würde. — Was ich hier gesagt habe, ist keine Verläumdung, sondern Thatsache, worüber ich bereit bin, mich, falls es nöthig wäre, auch näher zu vertheidigen. Ich nehme iedoch aus, daß ein andrer Autor eine ähnliche Schrift unter eben erwähnten Titel herausgegeben habe, woran ich, da alle Umstände so genau überein treffen, billig zweifeln darf.

Seite 25 bedauert der Verf. den Herrn Lessing, daß er seine von Gott ihm vor andern geschenkten Talente leider so unglückselig, wie ehemals Voltaire mißbrauche, und sich als einen freidenkenden Spötter der geoffenbarten Religion und als einen Herold des Unglaubens ohne allen Scheu öffentlich darstelle. Diese Beschuldi-

schuldigung beweist er auf der folgenden Seite dadurch, daß er sagt:

Herr Leßing hat schon ehe er deutlicher gewiesen, wie er sey und was er im Schilde führe (welch ein niedriger Ausdruck!) vor einiger Zeit angefangen, das ihm anvertraute Pfund nicht durchgängig gut anzuwenden, und mit demselben auf eine ganz untadelhaffte Weise gewuchert. (Muß wohl tadelhaffte Weise heißen, weil sonst der Widerspruch zu auffallend wäre) Er führt das Trauerspiel Emilia Galotti zum Beispiel an, worinne er sehr viel anstößiges in Ansehung des Selbstmordes zu finden glaubt. — Ich getraue mir zu behaupten, daß unter Tausenden, die dieses Stück gelesen haben (denn wem ist nicht Emilia bekannt, und traurig genug, wenn solche Muster dramatischer Arbeiten unsern schönen Geistern unbeknant wären!) daß bei den unzähligen Vorstellungen dieses Stücks auf deutschen Schaubühnen, kein einziger Mensch einen so sonderbaren Einfall als Herr Tralles gehabt hat. — Je nun auch ein Vorzug, ein Neuling in sonderbaren Einfällen zu seyn. — — Was soll 1) die Anmerkung beweisen, daß Herr D. Leß erst kürzlich die Abscheulichkeit des Selbstmordes mit unwidersprech-

derſprechlicher Gründlichkeit gezeigt habe? — Soll daraus, weil D. Leß über den Selbſtmord geſchrieben hat, etwann folgen, daß er auf die Schaubühne nicht dürfe gebracht werden? — Was den Maler rechtfertiget, rechtfertiget auch den dramatiſchen Dichter. Was nur in das Gebiete der Malerey gehört, iſt auch dem Dichter erlaubt in ſeinen Schauſpielen auf die Bühne zu bringen. Nun glaube ich nicht, daß auch der religiöſte Maler, der ſelbſt innerlichen Abſcheu wider Selbſtmord fühlet, ſich durch die Leßiſche Schrift würde abhalten laſſen, die intereſſante Stellung eines Helden, der ſich entleibt oder vielleicht eines Wahnwitzigen, der ſich von Felſen in den Fluß ſtürzt, zu zeichnen, und man muß zu viel Ehrfurcht gegen den verdienſtvollen D. Leß haben, als daß man glauben ſollte, er habe ſeine Abhandlung wider den Selbſtmord in der Abſicht geſchrieben, um den Vorſtellungen der dramatiſchen Dichter Einhalt zu thun; vielmehr hat Herr Tralles die Leßiſche Schrift ganz am unrechten Orte angeführet. — Die bekannte römiſche Geſchichte der Virginia mag wohl dem Herrn Verf. ganz unbekannt ſeyn, auſerdem würde er gewiß einen ſo lächerlichen Ausfall auf Herr Leßing nicht gewagt haben. Denn was that Leßing? die erwähnte Geſchichte gab

ihm

ihm zu dem Trauerspiel: Emilia Galotti, die Gelegenheit. Er fand sie interessant genug, um ein solches Gemälde auf die Bühne zu bringen, und wie glücklich er in Ausführung dieser Idee gewesen ist, zeigt der allgemeine Beifall, mit welchem selbst Feinde des Herrn Lessings dieses Stück aufnehmen mußten. Ueber einzelne Stellen in der Emilia, zum Beispiel: ob es mit den Regeln der dramatischen Kritik übereinkomme, daß Emilia mit einer witzigen Allegorie stirbt, wenn sie sagt: mein Vater! sie haben eine Rose gebrochen, eh' sie der Sturm entblättert ꝛc. und über ähnliche Stellen mehr, haben denkende Köpfe geschrieben und solche geprüfet, aber in dem Plane selbst hat kein Mensch etwas für die Religion Anstößiges gefunden. *) Die tugendhafte Emilia, „das feinste delicate„ste weibliche Geschöpf, (wie Göthe in Claudine von Villabella dem Ganzalo von seiner Tochter sagen läßt) „das vor den geringsten Gedan„ken

*) Ich verweise den Herrn Verf. der wenig Belesenheit in dieser Art Schrifften zeigt, auf des Prof. Engels Philosophen für die Welt, wo so wohl im 1sten als im 2ten Theile einige Abhandlungen und gründliche Kritiken über Lessings Emilie zu finden sind.

„ken -- nicht Gedanken, vor der geringsten
„Ahndung eines Gefühls erzittert, das ihrer un-
„würdig wäre,“ dieses Mädchen sieht sich in
den Händen eines wollüstigen Fürsten, der mit
schmeichelnden Höflingen umgeben ist, und weiß
keine Rettung, als den Tod von den Händen
ihres Vaters zu erbitten. Macht ihr der Va-
ter nicht mit Gründen der Vernunft die gül-
tigsten Einwendungen? Aber man lese nur,
wie Emiliens Furcht für die Absichten des
Prinzen, Furcht für ihr eignes schwaches Herz,
ihr Beredsamkeit einflößt, wie sie selbst befürch-
tet, daß ein Hauß der Freude für ihre Tugend
gefärlich seyn könnte, und mit Einwendungen
und dringenden Bitten den Vater bestürmt,
ihr nachzugeben, und sie von der Schande durch
den Tod zu retten. Nach Herrn Tralles Ange-
ben soll Emilie mit allen Kräften dem Prinzen
widerstreben, und dann blos der göttlichen Vor-
sicht sich überlassen, der es nie an Mitteln fehle,
ein Mädchen gegen alles zu schützen, und auf
diese Weise fährt er fort: könne diese Schand-
that ihre reine Unschuld nicht schwärzen. „Der
„alte Galotti, (sagt er weiter,) vergißt dieses
„alles, läßt sich ihre stürmenden Leidenschaften
„überwinden, (muß heißen, von ihren stür-
menden Leidenschaften überwinden) und schlach-
„tet

„ket sie mit eigner Hand, auf die unchristlichste „und selbst den Trieben der wilden Thiere zu „widerlaufende Weiße ab.“ — Dahero hat die höchstwitzige Erfindungskraft des Herrn Tralles dem Stücke zuletzt eine andre Wendung gegeben, und nach seiner Sprache: die Zuschauer durch die gerechte Strafe des Lasters erbauet. Er ist zwar selbst so demüthig, und trauet sich keine Fähigkeiten zu, Schauspiele zu verfertigen, aber doch ist er so stolz, daß er sagt: er habe zur Ehre Lessings (man bedenke wohl was das sagen will: Tralles zur Ehre Lessings) den Schluß dieses Trauerspiels völlig verändert, der würklichen Kennern gefallen habe. — *) Diese groben Fehler aber, die er in Emilien bemerken will, scheinen ihm noch ganz

*) Schade, daß er nicht angegeben, worinne diese Veränderung bestanden hat. Vielleicht darinne, wie er oben gedachte, daß nämlich Emilia mit allen Kräften anfangs widerstrebt, und sich dann dem wollüstigen Fürsten Preiß giebt, weil Tralles hinzu setzt: auf diese Weise könne die Schandthat des Prinzen ihre reine Unschuld nicht schwärzen. Auch ist es wohl natürlich, daß man bedauern muß, daß es dem Herrn Tralles nicht beliebt hat, uns mit den würklichen Kennern näher bekannt zu machen, denen diese Veränderung so wohl gefallen hat. —

geringe gegen die offenbaren Lästerungen der christlichen Religion zu seyn, die er in Nathan dem Weisen gefunden hat. Was der Verf. sagt, daß, wenn dieses zu beweisen Lessings Absicht gewesen wäre, man ihm nicht widersprechen könnte, das alles war auch ohnstreitig Lessings Absicht zu beweisen. Nämlich 1), daß es unter allen Religionsverwandten ohne Unterschied ehrliche und gute Menschen giebt; 2) daß alle gute Handlungen, es möge sie gethan haben, wer da wolle, höchst lobens- und nachahmungswürdig sind; 3) daß Juden und Türken die Christen oft in der Ausübung der Tugend und Thätigkeit im Guten beschämen; 4) daß Toleranz das vornehmste sei, was man dem Menschen und besonders der Geistlichkeit anpreisen müsse. — Es bedarf kaum eines scharfsinnigen Lesers, um diese Sätze, so treflich sie nur iemals ausgeführt werden können, in Lessings Nathan ausgeführt zu finden. Was Herr Tralles aber dagegen einzuwenden hat, wollen wir sogleich näher beurtheilen.

Seite 30 giebt der Verf. dem Herrn Lessing Schuld, daß in einer der Stellen des 1 sten Aufzuges eine artige und feine Spötterey über die Wunder enthalten wäre, indem er seinen weisen Nathan über die Engel und Schutzengel,

denen

denen Recha ihre Erhaltung zuschrieb, höhnisch lachen und sagen ließ; man habe nicht nöthig, einen Engel dahin zu bemühen, wo alles ganz natürlich zugienge. —

Sich dünken, sage Nathan, Gott näher fühlen, sey Unsinn, Gotteslästerung. Meinem Einsehen nach, wäre dieses eher eine grobe als eine feine Spötterey zu nennen. — Ich will doch meinen Lesern von der bösen Art, einem Schriftsteller durch übelgewählte Kunstgriffe die Worte zu verdrehen, einen deutlichen Beweiß geben, vorher aber müssen sie mir erlauben, die Geschichte kürzlich zu berühren, worauf sich diese Stelle beziehet. — Recha ist in Nathans Abwesenheit aus dem Brande ihres Hauses durch einen Tempelherrn gerettet worden. Daja, eine Christin, hat Recha schon vorher vieles von den Wundern erzählet, womit sie ihre Religion auszuschmücken glaubt. Daß in Jerusalem ein Tempelherr sich aufhielte, hatte Recha nicht gewußt, und nicht vermuthen können.

Folglich, war es natürlich, daß die Scene der unvermutheten Rettung auf einen Geist, wie Rechas, starken Eindruck machen mußte; und daß dieses bei einem so empfindsamen Mäd-

chen sich in Schwärmerei verwandeln konnte, war nicht zu verwundern. Kurz, Recha glaubt, sie sey von Gott mittelst eines Engels gerettet worden, in welcher Schwärmerei sie die Christin Daja durch Erzählung ihrer Wunder, und daß ieder Mensch seinen eignen Schutzgeist habe, bestärkt hatte. Was diese Schwärmerei für üble Folgen auf Seiten Rechas haben konnte, sahe der weise Jude Nathan wohl ein, und folglich mußte er sich bemühen, sie davon zu heilen. Nathan läugnet keinesweges die Wunder (so wie Tralles ihn beschuldigt) den Mißbrauch dieses Worts aber sucht er mit Recht zu bestreiten. — Denn, meynt Nathan „ wollt ihr ja Wunder haben, so sagt „ mir wundersüchtiges Volk, ob es nicht Wun„der gnung ist, durch eines wilden Europäers „Ankunft dem Feuer in Asien zu entkommen? „Warum bemüht ihr denn erst einen Engel? „ Daja fällt ihm ins Wort und fragt: „ was „schadets bey alle dem, von einem Engel lieber „als einem Menschen sich gerettet denken? Fühlt „man der ersten unbegreiflichen Ursache seiner „Rettung nicht sich so viel näher? „ Hierauf antwortet Nathan: „ daß dieses Stolz, nichts „als Stolz sey. Der Topf von Eisen, (sagt „er) will mit einer silbernen Zange gern aus der

„Gluth

„Gluth gehoben seyn, um selbst einen Topf von
„Silber sich zu dünken. Und was es schadet,
„fragst du? was es schadet? Was hilft es, dürft
„ich nur hinwieder fragen? — Denn dein„ sich
„Gott um so viel näher fühlen, ist Unsinn, Got-
„teslästerung.„ — Heißt das nicht offenbar
soviel, als: deine schwärmerischen Ideen von
Wundern taugen nichts, und sich Gott um so
viel näher fühlen, wie du dich dieses Ausdrucks
gegenwärtig bedienest, ist Unsinn oder Gottes-
lästerung. Ich sollte meinen, daß der Unter-
schied in diesen beiden Redensarten ganz auffal-
lend wäre: ob ich nämlich sage, Lessings Na-
than widerlegen zu wollen, ist Unsinn, oder: dei-
ne Widerlegung des Nathans, ist Unsinn. —
Kein deutlicheres Beispiel weiß ich dem Verf.
nicht entgegen zu stellen. — Wer sich noch bes-
ser überzeugen will, was es für Verläumdung
sey, Herrn Lessing oder vielmehr Nathan Schuld
zu geben, daß er alle Wunder läugne und be-
sondre göttliche Führung gar nicht einräumen
wolle, der überzeuge sich des Gegentheils durch
Lesung der Stelle im 2ten Auft. des 1sten Aufzu-
ges, wo Recha sagt: „ habt ihr, ihr selbst die
„Möglichkeit, daß Engel sind, daß Gott zum
„Besten derer, die ihn lieben, auch Wunder
„könne thun, mich nicht gelehrt? — Ich lieb

„ihn ja„ und Nathan ihr darauf antwortet: „Und er liebt dich; und thut für dich und deines „gleichen, stündlich Wunder; ja, hat sie schon „von aller Ewigkeit für euch gethan. „ rc. — Jetzt scheint es dem Herrn Tralles begreiflich zu seyn, daß Recha durch ihren Schutzgeist wäre gerettet worden, und kurz vorher erklärte er doch selbst, daß es ganz natürlich zugehe, wenn ein Tempelherr ein Mädchen aus dem Feuer rette. Wer läugnet dieses und wozu sollen ähnliche Betrachtungen? Es zeigt sich ia in der Folge nur zu deutlich, daß es ein würklicher Tempelherr und kein Geist gewesen ist, dem Recha ihre Rettung zu verdanken hatte. Doch solche Widersprüche finden sich bei dem Verf. zu oft, als daß wir deren an iedem Orte weitläuftig gedenken könnten.

Seite 32. sagt der Verf. daß Lessing aus dem Munde der Sillah die Christen schänden ließe, nämlich in den Worten, die sie zu ihrem Bruder sagt: „ du kennst die Christen „nicht, willst sie nicht kennen, ihr Stolz ist, „Christen seyn, nicht Menschen. „ Ich gebe zu, daß den Sinn dieser Stelle zu verstehen, für manchen Leser schwer ist, daß aber der Verf. so erklären kann, als meyne Lessing: ein Christ,

weil er stolz wäre, ein Christ zu seyn, höre deswegen auf ein Mensch zu seyn, ist mir in der That unbegreiflich. Es ist ohnstreitig, sagt Tralles, eine grösere Ehre ein Christ als ein Mensch zu seyn. Ich antworte hierauf: wer aber auf den Nahmen eines Christen stolz ist, ehe er weiß, was dazu erfordert werde, nur den Namen eines Menschen zu verdienen, der verdient am allerwenigsten den Namen eines Christen. Wie kann einer auf besondre Rechte stolz seyn, der die allgemeinen Pflichten, die Gesetze der Natur, die Bande, die mich mit allen Nationen verknüpfen, nicht kennt? — Dieß meint Lessing in den Worten, die er Sillah in dem Mund legt. Und es sei dem Herrn Tralles so auffallend, als es nur immer wolle, so hat Lessing doch Recht, und verdient von iedem rechtschaffenen Christen für diese einzige Stelle den wärmsten Dank; denn der wahre Christ schaudert gewiß vor die Handlungen mancher seiner Glaubensbrüder zurück, wenn er sieht, daß sie blos auf ihren Namen stolz sind, und darüber die Pflichten der Menschlichkeit gegen ihre Mitmenschen verabsäumen. Ist er ein Christ, sagt Tralles, so wird er darum, weil er es ist, die Menschlichkeit nicht ablegen. Der Satz muß so heißen: ist er ein Christ, so sollte er darum,

weil er es ist, die Menschlichkeit nicht ablegen. Denn davon redet ja eben Lessing, daß dieses nicht seyn sollte, weil es aber leider zu oft geschieht, so verwirft er diesen Stolz der Christen; und vergleicht man diese Stelle mit der vorhergehenden des Saladins, und sieht, daß sie sich auf die Heurath der Sillah bezieht, so wird, was ich hier gesagt habe, noch deutlicher.

Seite 35 will Herr Tralles aus Spott gegen Lessing sich selbst einen Einwurf machen und sagt ganz witzig: doch dieß alles redet ja nicht Herr Lessing, sondern eine türkische Prinzeßin Sillah. Man kann diesen Gedanken im Ernst recht füglich annehmen, denn es ist allerdings zweierlei, wem ich die Worte in den Mund lege, ob einem Christen oder einem Türken. Denn wenn zum Beispiel der Jude, der Türke, Zweifel gegen die Wahrheit der christlichen Religion erhebt, so erhalten sie doch ohnstreitig ein andres Ansehen, als wenn diese Zweifel Christen äussern? —

Seite 36 beschuldigt der Verf. den Herrn Lessing, daß im 3ten Auft. des 2ten Aufzuges die unüberlegten Worte stünden: In Salomons und Davids Gräbern waren Narren

oder Bösewichter begraben. Freilich sind die Worte sehr unüberlegt, aber nur auf Seiten des Herrn Tralles. Die Sache ist nämlich diese: Saladin wundert sich, daß er nie etwas von den weisen Nathan gehört habe. Sillah fragt ihn: „ ists möglich? daß ein Mann dir so ver„borgen blieb, von dem es heißt, er habe Salo„mons und Davids Gräber erforscht, und wis„se deren Siegel durch ein mächtiges geheimes „Wort zu lösen; Aus ihnen bring' er dann von „Zeit zu Zeit die unermeßlichen Reichthümer an „den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.„ „Saladin antwortet ihm: „ hat seinen Reich„thum dieser Mann aus Gräbern, so warens „sicherlich nicht Salomons, nicht Davids Grä„ber. Narren lagen da begraben „ rc. Ich glaube nun nicht nöthig zu haben, etwas weiter zu Lessings Entschuldigung anzuführen, weil ieder Leser von selbst finden wird, daß Saladin gerade das Gegentheil sagt, daß es die Gräber dieser Männer nicht seyn könnten, woraus man vorgäbe, daß Nathan seinen Reichthum habe, sondern es müßten Narren, Bösewichter da begraben liegen. Wie es aber möglich ist, daß der Verf. den entgegengesetzten Sinn aus diesen Worten folgern und so weitschweifig in dem Beweise werden konnte, daß Salamo ein weiser Mann

Mann gewesen wäre und David mit Unrecht ein Narr gescholten würde, das alles ist mir in der That eben so unbegreiflich, als dem Saladin Nathans Reichthum war. —

Die Billigkeit erfordert es, seinem Gegner da, wo er es verdienet, auch Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; daher bekenne ich mit vielem Vergnügen, daß in dem, was der Verf. von Seite 39. an über Religions-Geschichte gesagt hat, viel Wahres und Gutes enthalten ist. Viel Wahres, denn alles wird einem doch schwer, wider bessre Ueberzeugung, als Wahrheit anzunehmen. So zum Beispiel, meint er, fingen die christlichen Sekten iezt an, einander liebreich zu vertragen, sie giengen mit einander um, sie thäten einander Gutes und kein Leid, die Toleranz würde nicht umsonst empfohlen, sondern sie würde in der That ausgeübt. Es wäre vortreflich, wenn es sich verhielte, wie der Verf. angiebt, so aber kann man von dem Gegentheile viele einleuchtende Beispiele anführen, um deswillen ich auch unten weitläuftiger hiervon zu reden gedenke. Gegenwärtig wollen wir uns durch solche Einschaltungen in Prüfung der Tralleßischen Schrift nicht unterbrechen lassen, vielmehr mit dem Verf. Seite 43 fortfahren:

ren: — Daß Recha gegen Daja, welche behauptet, „daß der Tempelherr für seinen Gott „kämpfe„ diesen Ausdruck wiederholt und ihn mißbilligt, nennt Herr Tralles: von der christlichen Religion auf das verächtlichste sprechen. Recha wirft der Daja mit Recht vor, daß dieser Gedanke falsch sei, und den erhabenen Begriffen, die man von Gott haben soll, widerspreche. „Daja, sagt sie, was sprichst du da nun „wieder? Du hast doch wahrlich deine sonderbaren Begriffe. „Sein, sein Gott, für „den er kämpft! „Wem eignet Gott? was „ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet? der für sich muß kämpfen lassen. „ — Der Verf. verläßt, wie gewöhnlich, den Faden seines Streites, und widerspricht sich dadurch, daß er meint: Gott brauche nicht, daß man für ihn selbst kämpfe, aber für seine gerechte, für seine gekränkte Ehre *) müsse man zum Vortheil und zum Aufnehmen der Christenheit, wie der Kriegesmann für die Rechte seines Königs, doch nur mit Waffen der geistlichen Ritterschaft kämpfen. rc. Recha läugnet keineswegs, daß dieses dem Christen zukomme,

*) Ein sonderbarer Ausdruck! Ich wenigstens habe noch nicht gewußt, daß ein Mensch eines göttlichen Wesens Ehre kränken könne. —

komme, nur mit Waffen wie der Kriegesmann für die Rechte seines Königs streitet, will Recha nicht gestritten wissen, sondern mit Waffen der geistlichen Ritterschafft, wie des Verf. eigne Worte sind. Aber das sind doch nicht diejenigen, mit welchen die Tempelherren stritten? sondern ich dächte wohl, daß unter Waffen der geistlichen Ritterschafft nichts anders als Gründe der Vernunft und Beweise aus den Grundsätzen der christlichen Religion zu verstehen wären. *) — —

Wollte ich auch auf eben der Seite zugeben, daß der Ausdruck, wo Recha den christlichen Glauben mit Unkraut vergleicht, anstößig wäre, so

*) Der Orden der Tempelherrn war ein geistlicher Orden, welcher 1118 zu Jerusalem gestiftet wurde. Eines ihrer Religions-Gelübde, das sie zu Jerusalem ablegten, war, die Pilgrimme, so nach dem gelobten Lande reisten, wider die Ungläubigen zu beschützen. Ihren Namen erhielten sie daher, weil ihnen Balduin II König von Jerusalem, ein Hauß nahe bei dem Tempel Salomonis einräumte. Ihre Kleidnng bestand anfangs blos in einem weisen Kleide; 1146 aber erhielten sie vom Pabst Eugenius III. die Erlaubniß, ein rothes Creutz auf ihren Mantel zu tragen. Die Anzal der Tempelherrn vermehrte sich überaus, und da sie theils Grose und Mächti-

so wäre es doch nur in so ferne, in wie ferne dieses Buch in die Hände schwacher und kurz-
sichtiger

Mächtige in ihrem Orden hatten, theils auch in Frankreich, Spanien und Engelland viele Einkünfte erhielten, so geschahe es, daß sie stolz und mächtig wurden, so daß sie sich am Ende dem Patriarchen zu Jerusalem widersetzten und selbst gegen Christen unerlaubte Unternehmungen vollführten. Von einigen ihres Ordens wurden ihre bösen Streiche verrathen, worauf denn Philip IV König v. Frankr. alle Tempelherren in seinem Reiche gefangen nehmen ließ. Aller ihrer Entschuldigungen ohngeachtet, half ihnen nichts und in Frankreich wurden sie 1307 nach und nach hingerichtet. In andern Reichen wollte man nichts eher wider sie vornehmen, bis 1311 die völlige Ausrottung derselben auf den zu Vienne in Frankreich gehaltenen Concilio beschlossen wurde. Die Gelegenheit hierzu war diese: Bei der Wahl Clemens V entstanden viel Streitigkeiten, so daß sogar das Conclave sich über 9 Monate verzogen hatte. Weil nun die 3 Candidaten, die endlich erwählet wurden, alle Anhänger des Pabstes Bonifacii des VIII waren, der immer viel Streitigkeit mit König Philip gehabt hatte, so beschloß der König, der hiervon Nachricht erhielt, eine heimliche Unterredung mit Clemens V (der damals Erzbischof zu Bourdeaux war) und versprach ihm, zur päbstlichen Würde zu verhelfen, wenn er 6 Punkte endlich versprechen würde, worunter auch diese waren: 1) Alles was Bonifacius ehemals wider Philip vorgenommen hatte, zu vernichten und sein Gedächtniß noch im Tode zu beschim-

sichtiger Leser käme, die keine Stelle durchzudenken gewohnt sind, sondern bei dem ersten erhaschten

beschimpfen, 2) den Tempelorden vertilgen zu helfen. Kaum war 1305 die Krönung geschehen, so widerrufte Clemens Bonifacii Unternehmungen, berufte auch gedachtes Concilium zu Vienne, auf welchen die Vertilgung des Ordens entschieden wurde. Siehe *Daniel* hist. de France. *Puteanus* hist. condemn. templ. *Christ. Thomasius* de templ. equit. ord. sublato. Die Ursache, warum ich hier einen Auszug der Geschichte der Tempelherren gegeben habe, ist keine andre, als weil der Verf. in der Note Seite 38 hiervon so unvollkommen und fehlerhaft gehandelt hat. Unvollkommen ist es, weil weder die Veranlassung des Ordens und seines Namens, noch die Zeit, in welcher er aufgehoben worden, angegeben ist, welches die Hauptsache in der Geschichte mit ausmacht. Fehlerhaft ist aber auch die Erzählung des Verf. weil er vorgiebt, es sei das Concilium, auf welchem man diesen Orden aufgehoben habe, zu Wien gehalten worden, daher nimmt er es für ganz bekannt an, daß es das Wienerische Concilium heise. Der Verf. darf nur in allen Compendien nachschlagen, und die Geschichte Pabst Clemens V. durchlesen, so wird er kein Concilium zu Wien, wohl aber zu Vienne in Frankreich antreffen, welches in der römischen Kirche die XV. allgemeine Kirchenversammlung ist. — Solche grobe Fehler, sind für einen, der sich das Ansehen eines erfahrnen und belesenen Mannes geben will, in der That unverzeihlich. —

haschten Gedanken stehen bleiben und sodann freilich in der Vergleichung des christlichen Glaubens mit Unkraut etwas Anstößiges finden würden. Aber vor geübte denkende Leser ist es dieser Ausdruck in der That nicht. Recha sagt ia selbst, daß sie nichts als natürliche Religion besitze, daß sie von Gott keine andre Begriffe habe, als was Natur, was Vernunft sie gelehret, und vor iene (nämlich geoffenbarte Religion) meint sie, halte sie ihren Boden zu entkräfftet, als daß ihm diese Blumen kleiden könnten. Sie fühle sich in ihrem Dufte zu betäubt, zu schwindelnd, weil ihr Gehirn dessen nicht gewohnet wäre, deswegen tadle sie die stärkern Nerven nicht, die diesen Duft vertrügen. Auch nennt sie den christlichen Glauben nicht eben Unkraut, sondern meint, es wären süsse duftende Blumen; nur auf ihren Boden geflanzt, der iezt noch schwach, entkräfftet wäre, könne es zum Unkraut werden. Diese Erläuterung wird dadurch klar „ daß sie anfangs sagt: „ mit deines Landes Unkraut „oder Blumen „ in der Folge aber nennt sie es nicht mehr Unkraut, wenn sie von christlichen Glauben spricht, sondern bedienet sich allezeit des Ausdrucks Blumen, süße Blumen. Kann eine blos in der natürlichen Religion erzogene

Recha sich wohl besser über den christlichen Glauben ausdrücken? —

Endlich kommt Seite 45. der Verf. auf eine der wichtigsten Stellen, und wobei er sich auch am weitläuftigsten aufhält, nämlich auf die: wo Nathan dem Saladin sagen soll; was für ein Glaube, was für ein Gesetz ihm am meisten eingeleuchtet habe? — (So heißt eigentlich hier die Frage, denn ich muß anmerken, daß Herr Tralles ganz irrig ist, wenn er sagt: Saladin habe dem Nathan befohlen, zu entscheiden, welche von den drey Religionen, die jüdische, türkische und christliche, eigentlich die wahre sey. — Dieß war ein blos eigner Satz, eine Einschaltung des Saladins und die eigentliche Frage bestund darinne: was für ein Glaube, was für ein Gesetz ihm am meisten eingeleuchtet habe? — Man siehet leicht ein, daß auf diese Frage des Saladins viel ankomme.)

Hier verlangt nun der Verf. daß Nathan seine Meinung frey heraus sagen soll, und da er dieses nicht thut, so beschuldigt er ihn: Ränke, welche einem wahrhaftig ehrlichen und redlichen Manne nicht zukämen. Eine sonderbare Zumuthung! — Ich lobe mir unsern Nathan, der

der handelt weiser und verständiger. Er sieht wohl ein, daß das Vorurtheil, so ein Türke gegen einen Juden habe, die Wahrheit seiner Entscheidung verdächtig machen würde, und erinnert also den Sultan, er solle bedenken, daß er mit einem Juden spräche; da aber Saladin von seiner Frage nicht abgehen will, so erzählt ihm Nathan die Fabel eines Ringes, der die Kraft gehabt habe, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer ihn in dieser Zuversicht getragen hätte. Diesen Ring habe der Vater dem Geliebtesten von seinen Söhnen hinterlassen, mit der Bedeutung, daß dieser den Ring wieder demjenigen von seinen Söhnen vermache, der ihm der liebste sey. So wäre dieser Ring von Sohn zu Sohn, endlich auf einen Vater von drei Söhnen gekommen, die er alle dreie gleich geliebt und auch iedem diesen Ring versprochen hätte. Da es nun wäre zum Sterben gekommen, so habe er nach dem Muster dieses Ringes zwei andre fertigen lassen, jedem seiner Söhne seinen besondern Seegen — seinen Ring gegeben, und sey gestorben. — Kaum wäre der Vater todt gewesen, so wäre auch ieder mit seinem Ringe gekommen und hätte der Fürst des Hauses seyn wollen. — Nathan beschließt seine Erzählung mit den Worten: „ man

„habe untersucht, gezankt, geklagt, aber um=„sonst, der rechte Ring wäre nicht erweislich „gewesen„ — fast so unerweislich, als uns jetzt, „— der rechte Glaube.„ Diese letztere Stelle ist allerdings auffallend; wenn ich aber weiter lese und bei diesen Worten nicht stehen bleibe, so ist der Jude Nathan, wegen dieses scheinenden Ausfalls auf den rechten Glauben, gar leicht zu entschuldigen. Saladin fragt ihn nämlich: „soll das die Antwort auf meine Frage seyn?„ und Nathan läugnet dieses, sagt im Gegentheil, es solle weiter nichts bedeuten, als ihn entschuldigen, wenn er sich nicht getraue, diese drey Ringe zu unterscheiden. Es wird kein Mensch gegen den Herrn Tralles läugnen, daß alle Gleichnisse der Sache nur selten angemessen sind, aber dieses Beispiel soll auch gar nichts beweisen, und da es Nathan blos zur Entschuldigung dienen soll, um nicht urtheilen zu dürfen, so war es ihm erlaubt, in einem Gleichnisse alles anzuführen, was ihn nur von fernerm Beweise lossprechen konnte. Ich sehe dahero nicht ein, warum es nöthig ist, so ein Gleichniß durch andre Allegorien entkräfften zu wollen, wie der Verf. thut, da Nathan selbst bekennet, daß es gar nichts weder für noch wider die andern Religionen beweise. Es ist doch offenbar

zweier=

zweierlei, ob eine Erzählung zur Entschuldigung oder zum Beweiß dienen soll. Denn daß, wie der Verf. meint, ein mittelmäßiger Christ die wichtigsten Einwendungen gegen solche Erzählungen machen kann, wird kein Mensch läugnen, aber daß Nathan eines türkischen Sultans Neugierde mit diesem Märlein abspeisen konnte, ist eben so offenbar.

Des Herrn Tralles falscher Beschuldigung Seite 60. will ich nur mit wenigen gedenken. Der christliche Tempelherr, sagt er, meldet der Daja, daß er wenig von Christen halte ꝛc. Hier ist der wahre Verlauf der Sache, nach welchem ich die Leser selbst urtheilen lasse: Daja, die erst den Tempelherrn neugierig macht, entdeckt am Ende ihr Geheimniß, nämlich, daß Recha keine Jüdin, sondern eine Christin ist. — Der Tempelherr glaubt, daß nicht Recha's eigne Beurtheilung, sondern das Zureden der Daja sie zur Christin umgeschaffen habe, daher sagt er ganz kalt und im Spott: „So? „Wünsch euch Glück! hats schwer gehalten? „Laßt euch die Wehen nicht schrecken! fahret ja „mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern ꝛc. Und da sich Daja darüber wundert und sagt: wie Ritter? daß Recha eine Christin ist, das freu-

 et euch

et euch, einen Christen, einen Tempelherrn, der ihr sie liebt, nicht mehr? — antwortet der Tempelherr: „besonders, da sie eine Christin „ist von eurer Mache.“ Ist diese Stelle so unverständlich, daß Herr Tralles daraus folgern kann, der Tempelherr melde der Daja, daß er wenig von Christen halte? —

Dargegen muß ich zur Ehre des Verf. anmerken, daß das, was er Seite 61. über den Gebrauch der Vernunft sagt, sehr gut ist. Besonders haben mir die Stellen gefallen, die er aus Youngs Nachtgedanken und Jerusalems Betrachtungen der Wahrheiten der christlichen Religion angeführet hat.

Denn was kann für den Gebrauch der Vernunft von einem geistlichen so verdienten Schriftsteller, wie Jerusalem ist, wohl besseres gesagt werden als: „die Religion fordert es, daß ich „die Vernunft zu Hülfe nehme. Ich bin es „der Ehre Gottes, ich bin es mir, ich bin es „meinem Nebenmenschen schuldig. Religion „ohne Erkenntniß ist Menschheit ohne Vernunft. „Wenn ich das letzte wegnähme, was bliebe von „dem ersten übrig? —*) Die Religion ist es nur „so

*) Gerade das, was Lessing in den Worten meint: du kennst die Christen nicht; ihr Stolz ist Christen seyn, nicht Menschen.

„so weit, als sie erkennt wird, denn, wo ich nichts „denke, da höret alles auf. Die Einwendung: „der Mensch habe die Freiheit dazu nicht, ist die „Sprache der Tyrannei." Diese und noch andre Stellen anzuführen, war bei Gelegenheit der Unterredung des Tempelherrn mit dem Patriarchen sehr passend, und Herr Tralles hat in dieser Rücksicht einen sehr glücklichen Einfall gehabt. Man glaubt nicht, wie weit oft die Tyrannei der Geistlichkeit geht, mit welcher man die Vernunft gefangen nehmen will, da sie doch, wie Young sagt: „die Wurzel und der schöne „Glaube nur die Blume ist."

Wie kann man diesem Tyrannendruck besser Einhalt thun als durch Anführung solcher Stellen aus einem Jerusalem? — — Nur Schade ist es, daß man nicht länger bei dem Lobe unsers Verf. verweilen kann, und die Waffen sogleich wider ihn ergreifen muß, um wider seine Anfälle auf Herrn Lessing zu streiten. Er beschuldigt ihn nämlich Seite 65. aller möglichen witzigen Leichtfertigkeit, den heiligen Eifer und die geistliche Autorität lächerlich zu machen. —

Der Tempelherr will sich bei dem Patriar-

chen Raths erholen und fragt also: „was mit „dem Juden wohl zu thun wäre, wenn er ein „Christen-Kind, das getauft wäre, aufgelesen „und nur als Jüdin erzogen habe?“ und der Patriarch antwortet: „der Jude habe nach „päbstlichen und kayserlichen Rechten den „Scheiterhaufen verdienet„ Wenn aber nun „das Kind, sagt der Tempelherr, erbarmte sei„ner sich der Jude nicht, vielleicht im Elend um„gekommen wäre?„ — Thut nichts, antwor„tet der Patriarch, der Jude wird verbrannt. „Was hat der Jude Gott denn vorzugreifen? „Gott kann, wenn er retten will, schon ohne „ihn retten. (Man sieht, daß diese Antwort des Patriarchen wieder auf die unmittelbaren Wunder zielet) Und da ihm der Tempelherr sehr richtig einwendet: „so sollte man ia meinen, „Gott könne auch trotz dem Juden, — selig „machen?“ so weiß der Patriarch diesem starken Einwurf nicht sogleich etwas Gültiges entgegen zu setzen, hebt also auch dem Tempelherrn seine Zweifel nicht, sondern fährt im pathetischen Tone seines angenommenen heiligen Eifers fort: „thut nichts, — der Jude wird verbrannt.“ „Das geht mir nahe, spricht der „Tempelherr, besonders da man sagt, er habe „das Mädchen nicht sowohl in seinem als viel-

„mehr in keinem Glauben auferzogen, und ihr „von Gott nicht mehr, nicht weniger gelehrt, „als der Vernunft genügt„ schließt der Patriarch mit den Worten: thut nichts, der „Jude wird verbrannt, ja, wär' allein schon „dieser wegen werth, dreimal verbrannt zu „werden. rc.

Freilich hat Herr Tralles Recht, daß dieses Spott ist, nicht aber, wie er vorgiebt, gegen den Glauben, sondern wider den geistlichen Eifer, der unter den Deckmantel der Religion, seine Rache wider fremde Religionsverwandte will gesättigt wissen, der seiner Religion nur die Stange hält, ohne auf die Gründe zu hören, die vielleicht den Juden noch rechtfertigen könnten. Kurz, meint der Patriarch, du magst entschuldigen, wie du willst, Jude bleibt doch Jude, und er verdienet verbrannt zu werden. — Heißt das Menschenliebe ausüben, die der geistliche Stand nach dem Vorbild seines Meisters immer in dem Munde führen sollte? — Ist es nicht blinder Religionseifer eines Mannes? — der, wie Saladin sagt: „nicht dastehen bleiben sollte, wo der „Zufall der Geburth ihn hingeworfen hat, son„dern, wenn er bliebe, aus Einsicht, Gründen,

„Wahl des Bessern bliebe.“ So ein Patriarch, der erst seine Religion standhaft vertheidigen will, daß man glauben sollte, er würde um der Wahrheit willen eher zum Märtirer werden, als seine Worte widerrufen; dieser Patriarch, da er hört, daß der Tempelherr zum Saladin geruffen ist, fürchtet sich vor drohender Gefahr der Strafe, die er vom Sultan zu erwarten hat, ändert nun also auf einmal den Ton seines heiligen Eifers und spricht ganz zitternd, Ja? — nun so — nun freilich — Dann —, und da der Tempelherr den Sultan vorbereiten will, schmeichelt der Patriarch kriechend in den Worten: O, oh! — ich weiß — Der Herr hat Gnade funden vor Saladin! ich bitte meiner nur im Besten bei ihm eingedenk zu seyn. Versteckt sich aber dennoch hinter Religion und fährt fort: Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. Was ich zu viel thu, thu ich ihm. Das wolle doch ia der Herr erwägen! — So ein Patriarch, wie ihn Lessing schildert, sollte der nicht Verachtung und sein vorgegebener heiliger Eifer nicht bittern Spott verdienen? — Denn so ein Mann ist doch warlich kein Hirte zu nennen, sondern er ist ein Miethling, der bei bevorstehender Gefahr seine Schaafe verläßt, und sich mit der Flucht rettet.

ter. — Wir wollen hören, was unser Gegner zu diesem allen sagt: Wenn Herr Lessing, meint er, Gelegenheit genommen hätte, über einen Auto da Fe in Lissabon, wobei das heilige Inquisitions-Officium, unter andern Ketzern vornehmlich Juden in papiernen Röcken, worauf eine Menge scheußlicher Teufel gemalt sind, *) in der frommen Meinung, Gott einen Dienst dadurch zu thun, auf den Scheiterhaufen verbrennen läßt, eine feine witzige Satyre zu schreiben, so liese sich dasselbe ganz ange-

*) Der Verf. wird hier ohnstreitig papierne Mützen mit papiernen Röcken vermengen. In allen Schriften, die von den Inquisitions-Gerichten handeln, habe ich angegeben gefunden, daß diejenigen, so zum Feuer verdammt sind, graue Röcke tragen, worauf des Inquisiten Bildniß im Feuer zu sehen ist, welches die Teufel anblasen, ferner daß ihnen eine papierne Mütze aufgesetzt wird, welche mit Teufeln und Flammen bemalt ist, so sie Carochas nennen. So und noch weitläuftiger wird es in allen Geschichten der Inquisition beschrieben, und wäre hier eine Ausnahme gewesen, so hätte es der Verf. mit angeben sollen. Die Sache bleibt an und für sich immer einerlei, und die unmenschliche Grausamkeit der Inquisition wird durch die Beschaffenheit der Kleidungsstücke nicht gemildert werden; doch so bald man sich auf Geschichte bezieht, so ist es Pflicht für den Schriftsteller, sich bestimmt auszudrücken. —

angenehm lesen, und er hätte Grund dazu. *) Aber in der heutigen Zeit, **) in der man nicht mehr, wenigstens seltner, Menschen, der einzigen Ketzerei halber, vom Leben zum Tode bringt, in der man auch einen solchen Fehler, wie ihn Nathan der Weise begangen, schwerlich mehr mit dem Holzstose bestrafen, sondern eher zu vergeben, oder sehr leidlich zu ahnden geneigt seyn würde, Anlaß zu nehmen, sich über die Religion und besonders über die katholische, lustig zu machen, das ist unrecht. — Heißt das, so wie ich das Gespräch des Patriarchen mit dem Tempelherrn vorgetragen habe, heißt

*) Wenn Menschen unschuldiger Weise auf den Scheiterhaufen verbrannt werden, so kann dieses kein Gegenstand der Satyre seyn. — Auch der feinste Witz wäre hier sehr übel angewandt — eher muß dieses dem Manne von Gefühl zu ernsthaften Betrachtungen Anlaß geben, und Herr Tralles wird wohl der einzige seyn, der witzige Satyren über solche Gegenstände zu lesen verlangt. —

**) Wer Nathan den Weisen liest, muß sich nothwendig in die Zeiten versetzen, wo noch die Tempelherren lebten. Wie lächerlich also, daß Herr Tralles von heutigen Zeiten spricht! —

heißt das, sich über die Religion lustig machen? — Wenn das nur der Inhalt von Lessings Nathan wäre, so wollte ich selbst dieses Buch zum Holzstoß verdammen; aber über die Vorurtheile der Geistlichkeit, über den Mißbrauch der Religion zu Bestreitung seiner Feindseligkeiten gegen fremde Religionsverwandte, spotte und schreibe man immer, denn ein solcher Schriftsteller kann sich den Beifall vernünftiger Leser versprechen. Wer aber so wie Herr Tralles sagen kann, daß sich Lessing nur über die römisch-katholische Religion lustig machen wollen, muß ihn wenig aus seinen übrigen Schriften kennen; auserdem die Beschuldigung einer Religions-Partheilichkeit, als völlig ungegründet, in die Augen leuchtet. — Man darf nur einige Blätter im Nathan dem Weisen lesen, so wird man bald merken, daß alle in diesem Gedichte bestrittenen Vorurtheile zugleich auf alle Religionen passen, und es müßte einer in der ältern Geschichte ganz fremd seyn, der nicht wissen sollte, daß man keine Religion von Tyrannendruck der Geistlichkeit lossprechen könne, unter welchen sie von jeher im Stillen seufzen müssen. Im übrigen, damit ich den Herrn Tralles wegen seiner Meinung, als habe Lessing einen Ausfall auf die katholi-

sche

sche Religion gewagt, nur zufrieden stelle, will ich hier soviel erinnern: daß ich bei dieser Gelegenheit von einem Manne, der um die wahre Beschaffenheit der Sache wohl wissen konnte, eine Anekdote habe erzählen hören, die allerdings merkwürdig ist. Es habe nämlich zu diesen 2ten Auft. des 4ten Aufzuges Herrn Lessing ein Gespräch Gelegenheit gegeben, welches er selbst über einen ähnlichen Gegenstand mit einem ansehnlichen protestantischen Geistlichen gehalten, und von diesem auch die nämliche Entscheidung erhalten hätte, die in diesem Gespräche des Patriarchen mit dem Tempelherrn vorgetragen ist. *) —

Eine der wichtigsten Stellen, die nähere Betrachtung verdienet, ist ohnstreitig die, wo der Klosterbruder im 7ten Auft. des 4ten Aufzuges sagt: „der Patriarch habe gewaltig sich

„ob

*) An den Grund dieser Geschichte, die vielleicht auch die ganze Veranlassung zu Nathan den Weisen gewesen ist, habe ich nicht gezweifelt; da ich aber vom Herrn Lessing nicht authorisirt bin, geheime Anekdoten zur Vertheidigung wider Tralles zu entdecken, so darf ich auch hieraus weiter keinen Beweiß führen, und muß folglich den Namen dieses geistlichen Streiters verschweigen.

„ob eines solchen Frevels erzürnt, der ihm die „wahre Sünde wider den heiligen Geist bedünkt; „das ist, die Sünde, die aller Sünde größte „Sünd uns gilt, nur daß wir Gott sey Dank, „so recht nicht wissen, worinn sie eigentlich be„stehet„ 2c. Diese Stelle erklärt der Verf. für lästerliche Gedanken und meint, er wisse, worinne diese unverzeichlich grose Sünde bestehe: wenn man nämlich wider besser Wissen und Gewissen der Ehre Gottes, seiner eigenen und seines Nächsten Glückseligkeit nach allen seinen Kräften, die man dazu anwenden sollte, weil sie einzig und allein dazu gegeben sind, entgegen arbeitet, schier wie Herr Lessing. — Herr Tralles rühmt sich einer Klugheit da, wo die größten und einsehendesten Gottesgelehrten bescheidener gewesen sind, und wo bei allen ihren mit so vieler Kritik und Beredsamkeit vorgetragenen Erklärungen immer das Resultat blieb: unser Wissen ist Stückwerk. Ueber die Stellen der heiligen Schrift, wo der Sünde wider den heiligen Geist gedacht wird, ist von ieher so viel geschrieben und gestritten worden, daß ich mir getraute, blos mit dem Namenverzeichnisse dieser Gottesgelehrten ganze Bogen anzufüllen. Diejenigen, die es so erklären und sagen: „ wenn einer muthwillig sündigt und

„da-

„dabei den Regungen des Geistes Gottes, der
„in ihm würket, boshafft widerstrebt, alle gute
„Gedanken, die ihn an sein Vergehen erinnern,
„in ihrer ersten Geburt erstickt und in dieser
„Verstockung bis an sein Ende beharrt, der sün-
„digt wider den heiligen Geist, „ diejenigen
sage ich, scheinen mir dem Ziele am nähesten zu
kommen, und deren Erklärung scheint die beste
und wahrscheinlichste zu seyn. Saurin hat in
einer Predigt von der Natur und in einer an-
dern von der Strafe der Sünde wider den hei-
ligen Geist sehr weitläuftig und eben so gründlich
über diese Materie gehandelt. Er führt Mei-
nungen und Einwürfe andrer an, die er auch zum
Theil widerlegt, und woraus man sieht, wie
wichtig diese Sache ist, ja daß es für einen Läyen
viele Verwegenheit ist, gerade zu behaupten zu
wollen: er wisse, worinne diese Sünde eigent-
lich bestehe. Aus dem, was ich eben angege-
ben habe, erhellet deutlich, daß Herrn Tralles
Erklärung ganz unrichtig ist und daß nach solcher
ein Paulus, ein David und viele andre diese Sün-
de begangen hätten, davon wir doch das Gegen-
theil wissen. Alle diese Männer haben sich des-
sen schuldig gemacht, was Herr Tralles sehr
weitläuftig als das Charakteristische dieser Sün-
de angiebt (wovon ich nur wenige Worte der

Kürze

Kürze wegen, angeführet habe) und doch weiß man, daß ihnen ihre Sünden vergeben wurden. Wenn es hier der Ort wäre, wo man sich in weitläuftigere Untersuchung einlassen könnte, so dürfte ich nur aus Seilers Lehrgebäude der evangel. Glaubens = und Sittenlehre einige Stellen anführen, die gewiß die Sache deutlicher machen sollten; so aber will ich nur mit wenigen gedenken, daß Seiler diese Sünde blos dem ehemaligen halsstarrigen Juden zuzuschreiben scheint, und nennt dahero die heut zu Tage begangenen, ähnliche Sünden. An einem andern Orte sagt er: „ auch für diese Sünden hat Christus gelit„ten, aber die, welche sie begehen, pflegen so „verstockt zu werden, daß sie sich nicht bekeh„ren lassen, und also wird ihnen diese Sünde nicht vergeben. „ Diese Erklärung scheint deutlicher als viele andre zu seyn, daß sie aber so beschaffen seyn sollte, daß kein Mensch etwas dargegen einwenden könnte, wollte ich eben nicht behaupten, vielmehr sind die verschiedenen Meinungen der Gottesgelehrten ein Beweiß, daß die Stellen der Schrifft, wo der Sünde wider den heiligen Geist gedacht wird, auch in Zukunft wichtige Streitigkeiten veranlassen werden, und daß man wohl mit Recht behaupten kann: man wisse nicht so recht, worinne diese Sünde eigentlich

 bestehe,

bestehe, am allerwenigsten aber wird weder ein Tralles, noch ich diese wichtige theologische Streitfrage vor allen Zweifel sicher stellen können. *)

Seite 73. wundert sich der Verf. wie Recha als eine Person könne beschrieben werden, die zu iedes Haußes, iedes Glaubens Zierde erschaffen wäre. Wie kann sie (sagt er) iedes Glaubens Zierde seyn, da man ihr von keinem Glauben etwas beigebracht hat? — Ich finde die Sache nicht eben so unverständlich, und bin vielmehr ganz der Meinung des Herrn Lessings, daß nämlich ein Mädchen, die in der natürlichen Religion so gut erzogen ist, die von Gott und göttlichen Dingen schon so viel Einsicht als Recha hat, daß so ein Mädchen, wenn ihr

*) In der That scheint Herr Tralles bei dieser harten Rede (wo er nämlich Lessing als Beispiel eines solchen Menschen aufstellt, der die Sünde wider den heiligen Geist begangen hat, ganz der Ermahnung Christi vergessen zu haben: richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Wie viel fehlt, so läßt Tralles Herrn Lessing gerade so verbrennen, wie der Patriarch den Juden zum Feuer verdammte. Doch was wollte Herr Tralles lieber seyn, verbrannt oder der Sünde wider den heiligen Geist schuldig? — Er entscheide und schäme sich seines ganz unchristlichen Betragens! —

ihr alsdann die Glaubenslehren einer Religion vorgelegt werden (es sey welche es wolle) auch diesem Glauben gewiß Ehre machen werde. Wer in der natürlichen Religion von einem weisen Nathan erzogen ist, der kann in der geoffenbarten stärkere Fortschritte machen, als Tausend andre, deren Verstand vielleicht mit Vorurtheilen von Jugend auf umnebelt ist. Denn er ist alsdann wie Young sagt: „ kein blinder Götzen„diener seiner Geburt! Brennt nicht blos von „einem geerbten Eifer! Nein! die Vernunft „taufte ihn vom neuen, da er erwachsen war, „sie wog das Wahre und das Falsche in ihrer „unpartheiischen Wage. ꝛc.

Unter allen, was bishero Herr Tralles wider Nathan den Weisen gesagt hat, wollte ich ihm den harten Ausfall auf Lessing Seite 75. am ersten verzeihen, denn es ist freilich viel, wenn ein Christ gegen einen Juden, selbst von Christen vernünftig spricht, aber man überlege die Lage, in welcher sich der Tempelherr befand, und nach diesem Maaßstabe prüfe man die ganze Stelle. Ich muß in meiner Erzählung, um nur verständlich zu werden, auf die erstern Scenen wieder zurück gehen. Das Bild des Judenmädchens, die er aus dem Feuer gerettet,

hat in seinem Herzen Eindrücke zurückgelassen, für deren Entwickelung ihm selbst bange ist, weil eine verrathene Neigung gegen Recha dem Stolze widerstreiten würde, daß er aus Grosmuth ein Judenmädchen aus dem Feuer gerettet habe. — Er sieht Recha, und auf einmal besiegt Neigung seinen Stolz, — so daß er förmlich bei Nathan um sie anhält. — Dieser weise Mann sucht bedächtig allerhand Ausflüchte hervor, und entschuldigt sich damit: „daß ein Bruder sich noch gefunden habe, bei dem „der Tempelherr um Recha werben müßte.„ Eine Neigung, die man schon lange zu bekämpfen gesucht hat, und nicht ganz besiegen können; eine Neigung, wie iezt der Tempelherr zu Recha hatte, wird alsdann um so viel lebhafter, iemehr man ihr Hindernisse in den Weg legt, und in dieser Verlegenheit wendet also der junge Mann alle seine Beredsamkeit an, Nathans Bedenklichkeiten zu heben. Nicht gekünstelte ausgesuchte Bewegungsgründe waren es, sondern das, was ihm am ersten in die Sinne fiel, gab ihm Gelegenheit zu reden und dieses mußte hier ohnstreitig das seyn, daß dieser Bruder ein Christ wäre. Wer kann es dem jungen Tempelherrn im ersten Taumel der Leidenschaft verargen, wenn er diese Waffen wider Nathan ergreift und zu ihm sagt:

„Ich

„Ich weiß zu Zeiten auch gar nicht, was ich von „euch denken soll. Nehmt mir's nicht ungut „Nathan. — Wird sie nicht die Christin spie„len müssen, unter Christen? Und wird sie, was „sie lange gnug gespielt, nicht endlich werden?“ — Kann euch das (meint der Tempelherr) wohl einerlei seyn, wenn sie eine Christin wird, die ihr nur den lautern Weitzen der Vernunft ausgesäet habt? — Und das wird bei ihrem Bruder geschehen, sie wird eine Christin werden müssen. Bei mir aber verhält sichs anders, drum gebt sie mir. Ich will nicht darnach fragen, was sie für Grundsätze hat, sondern ich lasse sie bei ihrem Glauben. — Bei dieser Lage, in welcher sich der Tempelherr befand, finde ich in seinem Ausdrucke eben nichts anstößiges, denn ob der Christ bei kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung etwas sagt, oder ob ich ihn im ersten Affekt der Leidenschaft sprechen höre, ist zweyerlei, und es kömmt zur Rechtfertigung eines solchen Menschens viel darauf an, zu welcher Zeit, gegen wen und bei welcher Gelegenheit er dieses spricht. Wenn aber Herr Tralles glaubt, daß diese Worte: „Nathan, Nathan! welch' einen „Engel hattet ihr gebildet, den euch nun andre so „verhunzen werden!“ daß diese Worte, sage ich, auf das Christenthum gehen und gemeinet sey,

daß dieser gebildete Engel durch das Christenthum verhunzt würde, so irrt er nicht wenig, und es ist abermals ein Beweiß, wie oft Nathan der Weise vom Herrn Tralles so übel verstanden wird. -- Die ganze Rede des Tempelherrn muß dieses erklären. Er spottet nämlich über Nathan und sagt: „Oh! was wird bei ihm „(dem Bruder nämlich) ihr mangeln! wird das „Brüderchen mit Essen und mit Kleidung, mit „Naschwerk und mit Putz das Schwesterchen „nicht reichlich gnug versorgen! und was braucht denn eine Schwester mehr?“ — Hierauf zielt nun der Nachsatz: „Nathan, Nathan! „welch' einen Engel hattet ihr gebildet, den euch „andre nun so verhunzen werden.“ Ihr habt, meint der Tempelherr, durch eure Grundsätze einen solchen Engel gebildet, ihr habt ihr mit Hülfe der Vernunft den Tand der Erde, allen Putz und Kleiderpracht verachten lernen, und um deswillen könnte man Recha einen Engel nennen; diesen aber werden euch nun andre verhunzen, sie wird in die grose Welt eingeführet werden und wird da ihre guten Grundsätze der Vernunft verlernen. Das Wort verhunzen ist freilich kein im Hochdeutschen übliches Wort, doch in der Hitze, worinne es der Tempelherr sagt, ist es nichts weniger als auffallend, und iedes an-

dre

dre gekünstelte würde lange nicht die Verachtung gegen den Ton und die Sitten der sogenanten feinen Welt ausdrücken, als es eben hier ausdrücken sollte. — Ist Herr Tralles im übrigen auf den wahrscheinlichen Ursprung dieses Wortes neugierig, so darf er nur das schon oft erwähnte trefliche Wörterbuch der hochdeutschen Mundart von Adelung nachschlagen, so wird er unter hunzen finden, daß es in der Bedeutung, wo es so viel als Verderben heißt, ohnstreitig von hauen oder hammen herkommt, und so viel als schneiden ist, indem zerhunzt auch für zerschnitten vorkommt. *)

*) Es könnte wohl manchem Leser beifallen: 'warum mag wohl Lessing eine Menge altdeutsche Worte beibehalten haben, so nach ietziger hochdeutschen Mundart fast unverständlich sind? — Ohne zu wissen, ob meine Antwort Lessings Absicht entspreche oder nicht, antworte ich darauf: weil sich der Leser nothwendig in die ältern Zeiten der Tempelherrn versetzen muß, so wollte Lessing der Einbildungskraft des Lesers durch die damalige Sprache zu Hülfe kommen. Fragt man weiter: warum vermischte er denn also die altdeutsche mit der ietzigen hochdeutschen Mundart und bediente sich nicht lieber der erstern Sprache, ohne auf die letztere Rücksicht zu nehmen? — so antworte ich: Lessing hätte alsdann wohl das Natürliche beobachtet, aber wie wenigen wäre auch Nathan der Weise verständlich gewesen? —

Seite 77. hat Herr Tralles einem Juden, der ihn vielleicht für einige geschriebene Recepte ein ansehnliches Geschenk gemacht hatte, bei dieser Gelegenheit noch ein Ehrendenkmal errichten wollen, denn auserdem wüßte ich nicht, was es den Lesern nützen sollte, zu wissen: „daß er einen „vornehmen, reichen, angenehm gebildeten und „freundlichen, iezt in Berlin lebenden Juden ge„kannt habe, der nicht wenige freigebige Hand„lungen ausgeübt, und die er selbst für wenige „Bemühungen von ihm erfahren habe. — Gleich darauf sagt er: so vortreflich auch Herr Lessing seinen Nathan dargestellt, so hat er gleichwohl seine grosen Fehler, und meint: es wäre noch gröser und viel rühmlicher dasselbe Betragen gewesen, wenn sich Nathan, da das Kind einmal war getauft worden, und er selbst im Glauben nichts weniger als ein Jude war, hätte überwinden können, es auf seine Unkosten anderwärts in seiner des Kindes angebohrnen Religion auferziehen zu lassen.

Der Gedanke ist in der That zu matt, als daß sich's der Mühe verlohne, sich lange hierbei aufzuhalten; ich verweise dahero den Verf. blos auf die Worte des Klosterbruders im 7ten Auft. des 4ten Aufzuges, wo er sagt: „Ey freilich, klüger „hättet

„hättet ihr gethan, wenn ihr die Christin durch
„die zwote Hand als Christin auferziehen lassen,
„aber so hättet ihr das Kind eures Freundes
„auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Lie-
„be, wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
„in solchen Jahren mehr, als Christen-
thum."

Seite 80. dünkt dem Verf. nöthig zu seyn, auch selbst den Charakter Nathans verdächtig zu machen, und zu erweisen, daß er weder recht gut, noch recht böse sey. Dieser Beweiß muß dem Verf. allerdings schwer fallen, und um deswillen wirft er auch blos die Frage auf: sollte denn Alhafi nur zum Schein und nur deswegen, damit Saladin nicht von ihm borgen sollte, gesagt haben? „Es ist ein Jude freilich
„übrigens, wie's nicht viel Juden giebt, er hat
„Verstand, er weiß zu leben, spielt gut Schach,
„doch zeichnet er im Schlechten sich nicht minder,
„als im Guten, vor allen andern Juden, aus."
— Man bemühe sich noch so sehr ähnliche Schriften, wie die von dem Herrn Tralles ist, mit kaltem Blute zu lesen, und man predige von Gedult und Gelindigkeit vor, so viel man nur wolle, so bekenne ich doch aufrichtig, daß es schwer, wo nicht gar unmöglich ist, mit Gelassenheit auf ähnliche

Fragen zu antworten. Mein weiser Nathan hält mich ab, hierauf ausführlich zu antworten, und erinnert mich, „daß einer nicht den andern „mäckeln, und daß der Knorr den Knuppen „hübsch vertragen soll, ia daß ein Gipfelchen sich „nicht vermesse, daß es allein der Erde nicht ent- „sproßen.“ Ich beruffe mich also blos auf die Einsicht der Leser, denen Nathan der Weise bekannt ist, und diesen wird es ganz begreiflich seyn, daß Alhafi das wenige, was er gegen Sillah von seinem Freund Nathan sagt, nur deswegen sagt, damit Saladin eine andre Meinung von ihm bekommen und kein Geld borgen soll. — Auch ist es eben so unverzeihlich, wenn der Verf. um den Charakter eines weisen Mannes verdächtig zu machen, in der Folge sagt: vielleicht hatte Nathan mit der äusersten Ehrlichkeit einen so grosen Reichthum nicht erworben, mit dem er den Sultan ein so wichtiges Darlehn zu leisten im Stande war. Das Wort vielleicht kann dem Weltweisen nicht zum Beweiß dienen, wenn er anderer Charakter beurtheilen will. Und was will das sagen, daß man Dinge aus der Luft greift, um nur dem Juden Nathan seine Weisheit absprechen zu können? Ich kann nicht anders glauben, als daß Herr Tralles auf die Weisheit Nathans neidisch ist, und da

ihm

ihm erlaubt ist, vielleicht zu sagen, so sage ich auch: vielleicht hatte er Ursache neidisch zu seyn.

Auf der 83. und den folgenden Seiten fängt der Verf. an, wider Erziehung, Ueppigkeit, und das Verderbniß der heutigen Welt und Lebensart zu declamiren. Es ist sonderbar, daß er alles das Gute, so er bei dieser Gelegenheit sagt, in einem so sonderbaren Tone vorträgt, daß es mühsam ist, den Saamen von der Spreu zu unterscheiden. Ich will um deswillen meine Leser mit dem Vortrage des Verf. durch Abschreiben einiger Stellen näher bekannt machen.

So z. B. Seite 85 Aber was lesen denn unsre sanften angenehmen Mädchen? oft ein Kapitel aus der Bibel, den Psalter, die Sprüche und den Prediger Salomonis, *) den Jesus Sirach? Zuweilen; aber diese Sachen sind zu trocken und ernsthaft. Lieber lesen sie Lust- und Trauerspiele, die sie auch fleißig besuchen, ohne die vielen schlechten verführerischen von den guten und nützlichen zu unterschei-

*) Wie kommt es wohl, daß der Verf. nicht auch das Hohelied zur Lectüre der Frauenzimmer empfohlen hat?

scheiden. ꝛc. Was hätte er nicht alles bei dieser Gelegenheit über die Lectüre der Frauenzimmer sagen können, das in der That sehr nützlich gewesen wäre? Wenn man aber von Auswahl der Bücher spricht, die zur Unterhaltung und zur Bildung des Verstandes iunger Mädchen nützlich sind, so weiß ich nicht, ob der Psalter, die Sprüche Salomonis, und alle diese geistlichen Bücher, hier ganz am rechten Orte angeführet werden, denn es ist wohl zweierlei, ob ich Bücher zur Ermunterung der Andacht oder zur Bildung des Herzens und des Geschmacks empfehle. — Etwas über die Modesucht und Kleiderpracht der iungen Leute zu sagen, wäre eben so nützlich gewesen, aber ähnliches Geschwätz, wie das Seite 87. wird wohl wenig oder gar nichts bewürken. Z. B. Der Haarbeutel ist bald in gros Folio, bald in klein Duodez, bald innwärts, bald auswärts gedrehet, bald mit Windmühlenflügeln, bald mit kleinen Rösgen versehen. ꝛc. Solche Gegenstände muß man Köpfen überlassen, die gesalzenen Witz mit angenehmer Schreibart zu verbinden wissen. Wer hierüber zu schreiben nicht besondern Drang und innerliche Gaben fühlt, der lasse es doch ia bleiben, sonst fällt Spott und Witz eben so matt aus, wie

des

des Herrn Tralles seiner mit den Windmühlenflügeln.

Das letzte, was ich aus Tralles Schrifft hier anführen will, verdienet ohnstreitig einer weitläuftigern Betrachtung. Es ist nämlich über den 6ten Auft. des 4ten Aufzuges, wo Recha und Sillah mit einander sprechen, und welches ich nur Auszugsweise liefern will:

Sillah) was du nicht alles weißt, nicht alles mußt gelesen haben?

Recha) ich gelesen? Sillah, du spottest deiner kleinen albern Schwester. Ich kann kaum lesen.

Sillah) Kannst kaum Lügnerin!

Recha) Ein wenig meines Vaters Hand! ich meynte, du sprächst von Büchern.

Sillah) Allerdings von Büchern.

Recha) Nun Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen!

Sillah) Im Ernst? —

Recha) Im ganzen Ernst. Mein Vater liebt die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich mit

mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt, zu wenig.

Sillah) Ey, was sagst du! — Hat indeß wohl nicht sehr Unrecht. — Und so manches was du weißt? —

Recha) weiß ich allein aus seinem Munde. Und könnte bei dem meisten dir noch sagen: wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Sillah) So hängt sich freilich alles besser an. So lernt mit eins die ganze Seele.

Recha) Sicher hat auch Sillah wenig oder nichts gelesen?

Sillah) Wie so? — Ich bin nicht stolz aufs Gegentheil. — Allein wie so? dein Grund. Sprich dreist. Dein Grund? —

Recha) Sie ist so schlecht und recht; so unverkünstelt; so ganz sich selbst nur ähnlich.

Sillah) Nun?

Recha) Das sollen die Bücher uns nur selten lassen: sagt mein Vater. ꝛc.

Ich habe diese Stelle aus zweyerlei Absicht hier einrücken müssen, theils, weil sie Herr Tralles so verstümmelt hingeschrieben hatte, theils, weil in dieser

dieser einzigen Stelle so viel Wahres mit Feinheit verbunden ist, daß solche dem Geist ihres Verfassers, dem grosen Lessing völlig entspricht. Dieß ist das Urtheil, das ieder unpartheyische Leser über Nathan den Weisen sowohl im Ganzen als in Bemerkung einzelner Schönheiten fällen muß, und unter welchen sich die angeführte Stelle vorzüglich mit auszeichnet. Tralles hingegen nennt alles dieses: wunderseltsame Gedanken! Er sagt: Diese Art von Erziehung ist nicht hinlänglich einen Menschen gut zu machen und gut zu erhalten. Vergißt nicht die leichtsinnige Jugend gar bald, was sie gehört? — Sie irren sich Herr Tralles! denn es gilt gerade das Gegentheil. Die Jugend vergißt weit leichter das, was sie gelesen, als das, was sie gehöret hat. Kalte Buchgelehrsamkeit, wie Recha sagt, die sich mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt, taugt für Kinder gar nichts. Das Kind kann zum Selbstdenken nicht zeitig gnung gewöhnt werden. Lißt es bei seinen noch nicht sattsam entwickelten Verstandskräfften selbst, so wird es dessen bald müde, und man kann einen Versuch anstellen und dem Kinde eine Fabel lesen lassen. Es müßte oft wiederholet werden, wenn es solche behalten sollte. Aber man erzähle dem Kinde diese Fabel nur einmahl, und das Kind ist weit

auf-

aufmerksamer, und folglich sind die Eindrücke auch weit dauerhaffter. Auf den Vortrag aber kommt allerdings viel an. Man muß sich ganz zu dem Kräfften des Kindes herablassen, und es ist freilich schwer, ein Kind in mündlichem Vortrage so zu unterhalten, daß er ihm nützlich werde. Man muß das Kind dahin gewöhnen, daß es bei ieder Erzählung frage: wie? — wo? — warum? — und hierinne also, hat der mündliche Unterricht vor der kalten Buchgelehrsamkeit einen merklichen Vorzug.

Soll das Vergessene durch mündlichen Unterricht beständig wiederholet und eingepräget werden? Man kann wohl nicht besser darauf antworten, als: ie wichtiger das Vergessene ist, desto öfterer muß es wiederholet werden. Durch mündliche Unterredungen werden die Verstandskräffte weit besser entwickelt, das eigne Denken weit eher hervorgebracht, als durch das blose trockne Lesen, zum wenigsten alsdann, wenn eine iunge Seele das Glück hat, von einem Sokrates oder Nathan erzogen zu werden.

Oder ist es nicht besser, wenn das Kind es geschrieben oder gedruckt selbst wiederholen kann?

kann? rc. Das ist eine ganz andre Frage, und kein Mensch wird läugnen, daß es gut gethan ist, wenn man dem Kinde durch eignes Lesen dasienige wiederholen läßt, worüber man sich mündlich mit ihm besprochen hatte.

Doch ich weiß auch gar nicht, warum ich dem Herrn Tralles auf alle seine Fragen so weitläuftig antworten soll, da sie auf die Stellen in Lessings Nathan gar nicht passend sind. Ich halte vielmehr dafür, daß Lessing in diesen Worten weiter nichts sagen wollen, als: so und auf diese Weise sollten es alle Aeltern mit ihren Kindern machen. Sie sollten fein selbst sich mit ihren Kindern beschäfftigen, und iede Gelegenheit benutzen, sich mit ihnen in Gespräch einzulassen, damit sie bei dem Meisten sagen könnten, wie, wo, warum ihr Vater ihnen dieß gelehret. Nicht aber einem pedantischen Hofmeister zur Zucht geben, der sich oft nicht die Mühe nimmt, dem Kinde zu antworten und aus Bequemlichkeit, um sich nicht mit dem Knaben beschäfftigen zu dürfen, ihn auf den Stuhl setzt und ein Buch zum Lesen in die Hand giebt. — Von dieser kalten Buchgelehrsamkeit, dünkt mich, spricht Herr Lessing in der angezogenen Stelle, und ist es nicht lobenswerth, ia in der That nothwendig, wenn er iun-

gen Frauenzimmern auf feine Art verweißt, daß oftmals nichts lächerlicher ist als ihr Stolz auf sogenannte Lectüre? Sie haben gelesen, vieles gelesen, aber hat sich nicht oft diese Buchgelehrsamkeit mit todten Zeichen ins Gehirn gedrückt, und ist es nicht besser, so lange ihren Verstand durch mündlichen Vortrag aufzuklären, bis man bemerkt, daß sie Fähigkeiten besitzen, mit Nutzen selbst lesen zu können? — Wie schön wäre es nicht, wenn alle Frauenzimmer so viel Bescheidenheit als Recha besäsen, und sagten: Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen, und doch ein ieder der mit ihnen spräche, auch mit Sillah sagen müßte: was du nicht alles weißt, nicht alles mußt gelesen haben! — Ich wünschte wohl, daß Herr Tralles bei Gelegenheit der Erziehung den guten Vater Rousseau hätte ruhen lassen, und dessen Emil nicht angeführet hätte, denn wer weiß, ob er ihn mit Geschmack gelesen hat, und ob er nicht dasienige blos nachlallt, womit sich Diderot und andre Feinde Rousseaus schon heisch geschrien hatten. Rousseaus Emil war allerdings ein Buch,* wobei es nöthig war, daß Antiemile sich wider den Verfasser auflehnten, die Art aber, mit welcher man dieses unternahm, war wohl nicht die beste. — Selbst die heiligen Bücher haben bewiesen, man könne aus ieder

Schrifft

Schrifft einiges Gift saugen, um wie viel eher läßt sich solches nicht bei einem Buche denken, wie Rousseaus Emil war? — Aber man höre nur, wie sich der trefliche Mann hierüber selbst ausdrückt. „ Mein Emil, sagt er, enthält den „Plan einer negativen Erziehung für einen ab„gesonderten Menschen. Für einen Mann zu „bürgerlichen Geschäfften würden zwar die „Grundsätze einerlei, aber die Anwendung müßte „verschieden seyn. ꝛc Man glaubt an eine na„türliche Ungleichheit der Menschen, aber wir „sind nach unsern Geistesvermögen einander „ähnlich genung; alles hängt von den äusern Um„ständen ab, welche dieses Vermögen entwickeln. „Die Wilden sind darum am Körper und am „Geiste gleich, da wallet die ungestörte Natur. „In unsern Staaten theilt man die Menschen „in Klassen, wie Geschöpfe von verschiedener Gat„tung, und richtet iede mühsam ab, nach her„gebrachten Vorurtheilen; endlich wird man „der künstlichen Trennung gewahr, man will als„dann wieder vereinigen durch Nachahmung, „Wohlstand, Höflichkeit und Formalität, aber „das ist ein erzwungenes Band ꝛc. „ So sprach Rousseau selbst über seinen Emil, und ob ich gleich zugebe, daß nichts gutes daraus entstehn würde, wenn man in allen Fällen einem so idealischen

Kopf wie Rousseau war, folgte; so ist doch gewiß, daß ähnliche Schriften, wie sein Emil, zum Denken Anlaß geben, sie lenken Herzen und treiben, wie Sturz sagt, eine Menge Lehrgebäude wie Seifenblasen vor sich her. Es wäre wohl nöthig, daß einer, den seine Einsicht und Verdienst darzu berechtigten, aufstünde und es dem ietzigen pädagogischen Zeitalter vorrückte, daß bei aller Verfeinerung unsrer Sitten die Erziehung iunger Frauenzimmer am meisten vernachlässiget wird. Mit Ernst wird in solchen Stücken wenig oder gar nichts ausgerichtet, Spott, glaube ich, ist noch das einzige Mittel, manche Aeltern an das lächerliche und zugleich schädliche bei der Erziehung ihrer Töchter zu erinnern. Man erlaube mir dahero nur eine Stelle anzuführen, die zum Muster dienen kann, wie leichte sich Wahrheit mit bitterm Spott verbinden läßt: sie ist aus Göthens Erwin und Elmire genommen, wo Olimpia zu ihrer Tochter sagt: „wie ich „jung war, ich weiß nicht, es war alles ganz an„ders. ꝛc. Man ließ uns lesen lernen, und „schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit „und Freuden der ersten Jahre. Wir vermeng„ten uns mit Kindern von geringem Stande, ohne „daß das unsre Sitten verderbt hätte. ꝛc. Kei„ne hagre Deutsch-Französin zog hinter uns her,

ließ

„ließ ihren bösen Humör an uns aus, und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern „thun, wie sie. Es wird mir immer übel, die „kleinen Mißgeburten in der Allee auf- und ab- „treiben zu sehn. Nicht anders sieht's aus, als „wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und „Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der „Peitsche vor sich her in Ordnung auf zwei Bei- „nen hält, und es ihnen mit derben Schlägen „geseegnet, wenn die Natur widerkehrt und sie „Lust kriegen, einmal a leur aise auf allen Vie- „ren zu trappeln. rc. Kann etwas besseres über solche Gegenstände wohl gesagt werden? Und ist nicht dieses gegen Tralles Schreibart ein auffallendes Beispiel, daß nur ein ähnlicher Kopf, wie ein Göthe ist, berechtigt seyn könne, seiner witzigen beisenden Laune über solche Gegenstände freien Lauf zu lassen? — Ganz am Ende seiner Abhandlung Seite 102. wird der Verf. zum Lobredner der Erfindung der Buchdruckerkunst, und wünscht nur, daß Lessings Nathan sowohl als auch eine Menge andrer Bücher nie wären geschrieben oder gedruckt worden. Ich zweifle sehr, daß alle Leser ihm beipflichten sollten, denn Lessing kann sich wohl mit Recht schmeicheln, daß unter einer grosen Anzahl der Leser seines Nathans, doch einige seyn werden, die dieses Mei-

sterstück mit Geschmack lesen, und die dem Erfinder der Buchdruckerkunst blos um deswillen danken würden, weil ihnen diese einen Nathan den Weisen in die Hände geliefert hat. Herr Tralles meint, daß aus dem ganzen Schauspiel (Lessing nennt es kein Schauspiel, sondern ein dramatisches Gedicht) sich nichts Zulängliches urtheilen liese, als nur so viel, daß es zu den naturalistischen gehöre. Wenn auch diese Blätter einigen in die Hände kommen sollten, die mit Lessings Nathan ganz unbekannt wären, so hoffe ich doch, meine Schrift wird sie genugsam gelehrt haben, daß es giftvolle Verläumdung ist, einem Lessing Schuld zu geben, er habe in seinem Nathan das System eines Naturalisten verfochten, denn die Stellen, so ich auszugsweise gegeben habe, beweisen gerade das Gegentheil, und es bedarf wenige Mühe, um diese falsche Beschuldigung, so wie die übrigen harten Ausfälle des Herrn Tralles auf Lessing selbst und seinen weisen Nathan ganz deutlich einzusehen. — Wer heißt denn dem Herrn Tralles, Naturalismus da hinein zu bringen, wo keiner zu finden ist? — Oder ist etwann alles naturalistisch, was dem Systeme des Herrn Tralles zuwider ist? —

Der 2te Theil der Trallessischen Schrifft

soll

soll eine Schutzschrifft der christlichen Religion seyn, worinn der Verf. die Unzulänglichkeit der natürlichen und die Nothwendigkeit der geoffenbarten Religion zu beweisen gedenkt. Da er sich in falschen Beschuldigungen gegen Nathan den Weisen in dem 1sten Theile zu sehr erschöpft hat, so berührt er ihn hier nur selten, und sucht sich vielmehr das Ansehen eines scharfsinnigen Philosophen zu geben, der zugleich in der Gottesgelahrheit nicht wenig Erfahrenheit besitzt. Vielleicht sind einige meiner Leser neugierig zu wissen, was wohl einen Arzt berechtigen kann theologische Wahrheiten so dogmatisch zu untersuchen, da man glauben sollte, es wäre die Untersuchung der Glaubenslehren z. B. von der Dreieinigkeit, vom heiligen Abendmal und dergl., eigentlich nur für die Gottesgelehrten unsers Zeitalters. Dieser Neugierde meiner Leser also hat Herr Tralles in der Vorrede seines 2ten Theiles sehr geschickt vorzubeugen gewußt und schließt also: weil Gott sich selbst einen Arzt genannt und unser Heiland, so lange er auf Erden gelebt, als der allergrößte Arzt, Krankheiten der Seele und des Leibes geheilet hat, so muß es einem Arzte erlaubt seyn, ihn als sein Vorbild anzusehen und wenn er

dazu beruffen zu seyn scheinet, leiblicher Kranken sich anzunehmen, auch den ansteckenden Seelen Krankheiten so viel, wie möglich, Einhalt zu thun. Diese, meine Leser, denen zu Gefallen ich die Worte des Verfassers angeführt habe, mögen auch über die Zulänglichkeit dieses Schlusses selbst urtheilen, und mir sey es blos erlaubt, über das Ganze dieses 2ten Theils etwas weniges hier anführen zu dürfen. Ich war anfangs willens, auch hierüber in meiner Beurtheilung auf eben die Art, wie ich es bei Gelegenheit des 1sten Theiles gethan habe, weiter fortzufahren, aber bei der Weitschweifigkeit meines Gegners, sahe ich wohl ein, daß ich zum wenigsten doch einige Bogen damit anfüllen müßte, und schon diese schienen mir bei Beurtheilung einer Schrift, die weder für noch wider die christliche Religion etwas bewürken würde, zu viel zu seyn. Denn erstlich sage ich, wird solche Schrift zum Besten der Wahrheit der christl. Religion gar nichts bewürken, weil Schriften dieser Art schon in Menge vorhanden sind, die alle gründlicher und weit besser als der Verf. diesen Gegenstand abgehandelt haben. Denn der Menge seichter und oft ganz unrichtiger Beweise des Verf. nicht zu gedenken, so sind

die angeführten Stellen, aus einem Jerusalem, Leß, Sack, und mehrern verdienten Männern mit den Aussprüchen, eines Epicktet, eines Plato, eines Sokrates, so häufig unter einander gemengt, daß man den Philosophen gänzlich vermißt, und im Gegentheil bald die Worte eines Jerusalem, bald den Gedanken eines Plato ohne allem Zusammenhang und Beziehung aufs Ganze lieset. Zweitens muß es wohl auffallend seyn, wenn ich oben erinnerte, daß der 2te Theil der Tralles'sischen Schrift nichts wider die Religion bewürken würde, da unser Verf. doch so oft den Schein eines eifrigen Protestanten angenommen hat. Um so viel mehr werden sich also meine Leser verwundern, wenn ich ihnen sage, daß in gedachtem 2ten Theile sehr häufige Stellen enthalten sind, die besonders den Lehrsätzen der protestantischen Kirche schnur stracks entgegen sind, wo sich Herr Tralles in Sachen, die als wahre dogmata der Kirche angesehen werden, nicht allein als einen Sceptiker zeigt, sondern gerade die entgegengesetzte Meinung zu vertheidigen gedenket, so z. B. in der Lehre vom heil. Abendmale. Aber auch diese seine Zweifel sind von gar keiner Erheblichkeit, und so vielen Anlaß auch ähnliche Meinungen zu wichtigen und in der

That nicht ganz ungegründeten Streitigkeiten geben können, so sind doch die Beweise des Herrn Tralles von der Beschaffenheit, daß selbst Ungelehrte ihn sehr leichtlich widerlegen könnten. Was braucht man also die Gedult der Leser zu ermüden, zumal da Herr Tralles bei allem seinen Autor-Stolze immer noch so bescheiden gewesen ist und in dem Vorbericht zum 2ten Theile, sein eignes Urtheil gefället hat. Er bekennet nämlich: daß er diesen 2ten Theil nicht mit solcher Muse, wie den ersten, geschrieben habe, sondern unter mehrern Störungen und Zerstreuungen, blos, weil er einmal fertig werden müssen, zu Stande gebracht. Sollte ich also so glücklich gewesen seyn, bei Beurtheilung des ersten Theiles meine Leser völlig zu überzeugen, daß diese sieben Bogen nichts als boshafte Angriffe auf Herrn Lessing und sein Gedicht Nathan den Weisen enthielten, daß der Verf. nicht allein höchst ungegründete, sondern oft ganz lächerliche Einwendungen gemacht hätte, so glaube ich, es wird ein jeder von selbst urtheilen können, was er sich von einer Schrift von drei und zwanzig Bogen zu versprechen habe, wo der Verf. selbst eingestehet, daß sie nicht mit der Muse, sondern unter mehrerer Zerstreuung als

die erstere geschrieben sey. Denn ich sollte meinen, daß kein Schluß richtiger seyn könnte, als: daß ein Schriftsteller, der nicht im Stande ist, in sieben Bogen bei völliger Muse etwas gründliches zu liefern, daß, sage ich, dieser Schriftsteller auch nichts nützliches in drei und zwanzig Bogen sagen könne, die er unter mancherlei Zerstreuung geschrieben hat. Ob ich gleich zugebe, daß meine Schrift vielleicht den Schein wider sich hat, als ob ich gesonnen sey, einen Streit zwischen mir und dem Herrn Tralles anzuspinnen, so erkläre ich doch auf das feierlichste, daß nichts weniger als dieses meine Absicht gewesen ist, sondern, daß mir im Gegentheil blos die unglimpflichen Urtheile des Verfassers die Gelegenheit gaben, etwas zur Rettung Nathans anführen zu dürfen. Und da ohnedieß der Teutsche Merkur im Monat Jun. 1780 mit Recht unsern Kunstrichtern vorrückt: daß sie, die doch sonst so viel unwichtigere Dramen zergliedern, von nichts sich hätten sollen abhalten lassen, auch die Schönheiten Nathans zu detailliren, so würde es für einen angehenden Schriftsteller nicht wenig schmeichelhaft seyn, wenn vielleicht diese wenigen Bogen die Gelegenheit zu einer nähern Beurtheilung Nathans des Weisen seyn

könnten,

könnten, denn es gereicht in der That unserm Zeitalter nicht eben zur Ehre, daß ein Arzt Tralles so ein Werk nach Belieben heruntersetzen kann, ehe man noch das Publikum von den dichterischen Verdiensten solcher Dramen hinlänglich unterrichtet hat.

Anhang über einige Vorurtheile und nöthige Toleranz.

Einleitung.

Hingerissen durch das Beispiel offenherziger Seelen, die sich nicht scheuten Vorurtheile zu bestreiten und der Geistlichkeit Toleranz zu empfehlen, wagte ich's auch, einem meiner Freunde meine Gedanken freimüthig zu entdecken, in der Hofnung, da wo ich mich geirret, von ihm belehrt zu werden. — Mein Freund starb, ehe er meine Aufsätze prüfen konnte, und mit ihm verschwand also das süße Vergnügen, sich über diese Gegenstände unterhalten zu können. — So blieben diese Briefe ruhig liegen, und ich kann theuer versichern, daß ich an nichts weniger dachte, als hiervon öffentlichen Gebrauch zu machen. Da mir aber in der Folge des Herrn Tralles Buch in die Hände kam, und der Geist des Widerspruchs bei mir rege

rege wurde, erwachten auch die erst empfundenen Ideen über Toleranz und Freiheit aufs neue, weil solche mit Lessings Nathan sowohl als des Herrn Tralles altdeutschen christlichen Betrachtungen, genau in einger Verbindung standen. Ich prüfte dahero meine Aufsätze mit Verleugnung von Selbstliebe, so wie sie nur immer einem Schriftsteller möglich ist, und hofte als einen Anhang der Widerlegung der Trallessischen Schrift ihnen auch ihren rechtmäsigen Platz anweisen zu können. Ob gleich diese Briefe eher als mein Anti-Tralles sind geschrieben worden, so werden es doch einige Stellen verrathen, daß ich es für nöthig gefunden habe, sie durch neuere Beispiele zu vermehren. Man glaube ia nicht, daß ich solche um deswillen Fragmentsweise geliefert habe, weil dieses nun einmal der herrschende Modeton ist, denn ich sehr zu wohl ein, daß dieser Titel den wenigsten Schriften angemessen seyn kann; aber bei der nöthigen Weglassung vieler Stellen, wenn man Schriften gemeinnützig machen will, muß man mir verzeihen, wenn ich diese Methode zu schreiben, auch bei Aufsätzen dieser Art fast für unentbehrlich halte. Den Vorwurf: nichts neues in diesen Bogen gesagt zu haben, werde ich gelassen mit anhören und ihn nie für Beleidigung

ansehen,

ansehen, weil, wenn ich auch für's Ganze nichts geleistet haben sollte, ich mir es schon hinlänglich zum Verdienst anrechnen würde, eine Gelegenheit benutzt zu haben, um einigen, denen Hennings Olavides vielleicht noch unbekannt war, dieses trefliche und lehrreiche Buch aufs neue empfehlen zu können.

Erstes Fragment.

Du kanst unmöglich schon einsehen, lieber Gustav! was ich mit der Geschichte des Spatzierganges mit Burmann zu den Pastor in L..., wo ersterer geprediget hatte, eigentlich habe bewürken wollen, und warum ich dir dieß alles so weitläuftig erzähle, bald aber hoffe ich, soll es dir deutlicher werden. Ich wurde neulich durch mancherlei Einschaltungen unterbrochen, heute aber will ich dir meine Erzählung weiter fortsetzen. Der Pastor hatte sich kaum zur Ruhe gelassen, als er schon anfing, das Gespräch auf die heutige Predigt unsers Burmanns zu lenken. Lorgen fiel ihm ins Wort und sagte: daß ihr Herr Burmann so wohl gefallen habe, und daß er ein vortreflicher Redner sey. — Ehe dieser noch

noch sein Gegencompliment herausbringen konnte, sagte ihr der Vater mit einer Miene, die ganz auf Burmannen abzielte, daß ein guter Redner nicht allezeit eben ein guter Prediger, wäre. Die mehresten heutigen Prediger, fuhr er fort, hielten blos moralische Reden, die ganz unschicklich für die Kanzel wären. Ich weiß wohl, sagte er, man will andern hierinne nachahmen, aber darüber wird man kalt gegen seine Religion, stiftet durch solche schöne Floscеln bei seinen Zuhörern den wenigsten Nutzen, und giebt unsern Glaubensgenossen viel Aerger. Nehmen sie mir es nicht übel, mein lieber Herr Burmann, sagte er, indem er seinen Stuhl nach diesem zurückte, ich habe auch in ihrer heutigen Predigt bemerkt, daß sie sich ebenfalls nach dieser herrschenden Mode bilden, aber glauben sie mir auf mein Wort, daß sie sich und ihrem künftig zu führenden Amte dadurch gewaltigen Schaden thun. — Ich sollte nicht meinen, Herr Pastor, versetzte iener, daß ein ähnlicher Vorwurf mich treffe, denn ich habe doch in meiner Predigt mit vielem Vergnügen bemerkt, daß ihre Bauern insgesamt nicht wenig aufmerksam waren. — Burmannen war übrigens ein solches Gespräch äuserst unangenehm, und da der Schulmeister, mit dem er bekannt war, eben

schickte

schickte und bitten ließ, zu ihm zu kommen, ehe er nach der Stadt wieder zurückkehrte, hatte Burmann die beste Gelegenheit einem heftigen theologischen Streit auf die schicklichste Art zu entwischen. —

Zweites Fragment.

Kaum hatte sich Burmann empfohlen und wir waren allein, so fuhr der Pastor mit einem Seufzer fort; Ja, ia, sie glauben es nicht, wie bange es einem rechtschaffenen Priester ums Herz seyn muß, wenn er Kälte gegen Religion und Tugend in ietzigen Tagen bemerkt, und wenn man sieht, daß sich die Moden auch auf Prediger erstrecken; aber der Fehler liegt warlich darinn: daß man sich blos als Redner bilden und viel Zulauf verschaffen will. Daher erwählen sich gemeiniglich die angehenden Theologen die Prediger der reformirten Gemeinen zum Muster, und besuchen ihre eigenen Gotteshäuser nur selten. — Du weißt, lieber Gustav! ich liebe ähnliche Streitigkeiten nicht, denn nur selten wird zum Besten der Wahrheit etwas entschieden; ietzt aber fühlte ich mich geschickt, alles anhören zu können, was der Pastor nur immer vorbringen würde, und um deswillen setzte ich das

Gespräch fort. Sie haben Recht, sagte ich, daß man Kälte gegen Tugend und Religion leider zu oft und allzudeutlich bemerkt, aber warum sagen sie: in unsern ietzigen Tagen. Was könnten wir von Tugend für einen Begrif haben, wenn es nicht lasterhafte Menschen gäbe, und — war denn das bei unsrer Väter Zeiten wohl anders? — Man handelt ungerecht gegen seine Mitbürger, wenn man ihnen nur Mängel und Gebrechen ihres Zeitalters vorrücken und die gute Seite desselben gar nicht mit in Anschlag bringen will. Ueberlegen sie selbst, wie richtiger und aufgeklärter wir über so viele Dinge denken, wo unsre Vorfahren nur dunkle und oft ganz entgegen gesetzte Meinungen hatten. Sind wir aber darum wohl besser als iene? Mein Herr Pastor! das wollte ich eben nicht damit gesagt haben, denn wir haben uns im Gegentheil andre Untugenden angewöhnt, deren sich unsre Vorfahren gar nicht oder doch nur weniger schuldig machten. Wir haben fremde Sitten gegen ächte Deutschheit verkauft, und haben — doch ich komme zu weit in dem Text, und will ihnen nur noch auf ihre zwote Beschuldigung eine aufrichtige Antwort geben, wenn ich nur nicht fürchten müßte, sie zu beleidigen. — Fahren sie fort, versetzte der Pastor, ähnliche Gespräche

füre

führe ich gar zu gern. — Wohl, sagte ich, so will ich über diesen Gegenstand ganz offenherzig meine Meinung sagen: Wenn sie auf andre Prediger einen so harten Ausfall thaten, so gaben sie zu erkennen, daß sie wider solche vielleicht einigen Haß hegten, weil sie sie etwann unter die Irrgläubigen rechnen. — Haß, Haß, rief Pastor Thomas, wie können sie Haß sagen? — Gut, so setzen sie statt desselben ein gelinderes Wort, wir wollen sehen, wer am Ende wohl Recht hat, denn es ist bei der Art unsrer Erziehung und den meisten unsrer Lehrbücher einiger Haß gegen fremde Religions-Parthenen, in der That fast unvermeidlich. Lassen sie mich dieses durch ein Beispiel erläutern.

Als Kind gewinnt man einen Mann lieb, der wohlthätig gegen die Armen, herablassend gegen Geringere und überhaupt menschenfreundlich in seinem Betragen ist. Dieß sind Tugenden, die auch als Kind uns in die Augen fallen, und einen solchen Menschen uns werth machen. Kaum haben wir uns nach diesem Manne aus kindischer Neugierde weiter erkundigt, so erhalten wir zur Antwort, daß er von unsrer Kirche sey. Die Art, mit welcher man dieses sagte, bleibt in unserm Gedächtnisse hangen, und die übrigen Be-

griffe, so wir in Schulen von den sogenannten Irrgläubigen erhalten haben, machen uns die Sache so klar, daß wir glauben, keiner könne uns in Religions-Wahrheiten belehren, keiner könne uns auf den Weg der wahren Glückseligkeit verhelfen, als der unsers Glaubens ist. Habe ich nicht Recht, Herr Pastor! ist es nicht so? — Nur weiter, weiter, sagte Pastor Thomas, ich will gerne hören, wo das alles hinaus will? — Wenn wir denn nun, fuhr ich fort, in die grösere Welt treten, so messen wir nach diesen von Jugend auf eingesogenen Grundsätzen alles ab, was auf Religion zielet und halten dieses für den untrüglichen Maasstab. So taumeln wir also in der Welt fort, schlendern einen Tag nach den andern hin, bemühen uns nicht um Aufklärung in Religionssachen, verlassen uns auf die Kirche, und meinen: es sey bloß der ihre Sache von geistlichen Dingen zu sprechen. Ist nun einer, der seinem Gott dienet, aber auch wissen will, warum er so und nicht anders dienet, der nicht glaubt, weil die Kirche glaubt, sondern eigene Ueberzeugung sucht, nun so kann es nicht fehlen, daß ihm ieder seiner Glaubensbrüder seine Bemühungen erschweret. Oft wird er ein Ketzer gescholten, und von manchen erhält er unverdienterweise den Beinamen

eines

eines Atheisten oder Freigeistes. — Ich lobe den, der in aller Stille seinen Gang fortgehet, der nicht unthätig in seiner Untersuchung ist, und solche mit der größten Genauigkeit und Unpartheilichkeit fortsetzet. — Ich weiß noch immer nicht, versetzte der Pastor, was sie eigentlich mit dem allen beweisen wollten? — Sie müssen mir vergeben, war meine Antwort, wenn ich zu weitschweifig war. Ich hatte mir eben vorgenommen, mich einmal über diese Materie recht auszureden, weil es nun so die Gelegenheit giebt; aber sie sollen auch sogleich die offenherzigste Antwort ihrer Zweifel hören, die sie nicht mir, sondern eigentlich dem Herrn Burmann in dem Weg legten. Daß man die Begriffe Prediger und Redner von einander trennt und beides nicht zu vereinen sucht, halte ich für eben so falsch als es der Religion oder vielmehr der Erbauung der Zuhörer nachtheilig ist. Nach meiner Einsicht läßt sich Prediger ohne Redner zu seyn, gar nicht denken, und zwar aus folgendem Grunde: es sind nun einmal die Zuhörer von so verschiedener Gattung, Ständen und Denkungsart, daß es so zu sagen ein allgemeines Mittel geben muß, vermöge dessen man ihnen alle bitterschmeckende Arzeneyen auf schickliche Weise beibringen und schnellere Würkung befördern kann. Dieses

Mittel dünkt mich, kann blos die Beredsamkeit seyn. Was diese nun bewürken könne, siehet man aus mehr als tausend vor uns lie enden Beispielen. Man muß dahero leider oft die Bemerkung machen, daß unsre Kirchen leer sind, wenn das Gotteshauß der Reformirten mit Zuhörern verschiedenen Standes angefüllet ist, und wenn in den erstern bei so kleiner Versamlung ein Geräusch war, daß man kaum den Prediger vernehmen konnte, so herrschte in den letztern eine allgemeine feierliche Stille. — Dieses kann ich für kein Ohngefähr halten, sondern erkläre mir es daher, weil hier der Prediger zugleich Redner war, der durch seine Beredsamkeit die Aufmerksamkeit der Zuhörer so an sich zu ziehen wußte, daß ein ieder geglaubt hätte, durch einiges Geräusch sich um die wichtigsten Sachen zu bringen. —

Also merke ich wohl, fiel mir Pastor Thomas ins Wort, daß sie auch einer von denen sind, die nur schöne Worte hören und ihr Ohr gekützelt haben wollen? — Nicht doch, Herr Pastor! wenn sie das glauben, so irren sie sich nicht wenig in Beurtheilung meines Charakters. Wer verkennt denn die Vorzüge unsrer Kirche und ihrer Geistlichkeit, wenn sie nur bei letzterer anzutref-

fen

fen sind; derienige aber, der die Erklärung seines Textes als Tagewerk betreibt, der nicht nachdenkt, wie und auf welche Weise er bei seiner Gemeine den besten Nutzen stiften könne, sondern am Sonntag blos predigt, weil es sein Amt so mit sich bringt, Stadt oder Dorfmärchen zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht, der handelt unter der Würde seines Amtes, täuscht die Zuhörer mit seinem geistlichen Gewande und verdienet kaum den Namen eines Predigers, zu geschweigen einige Verehrung, er sey von welcher Parthei er nur immer wolle, und die Religion, zu der er sich bekennet, kann und wird nichts in meinem Urtheile mildern. — Diese und noch andre Gespräche fielen zwischen uns vor, als wir durch Burmanns Ankunft unterbrochen wurden, den der Schulmeister begleitete. Da es schon spät war, so empfahlen wir uns unserm Wirth, und ich hielt es für nöthig, ihn wegen meines freimüthigen Gespräches insbesondre um Verzeihung zu bitten. Damit mir der gute Mann dieserhalb nicht eben feind werden möchte, so setzte ich hinzu: daß ich ia nur ein Laye wäre und folglich über ähnliche Dinge auch nicht füglich urtheilen könnte, und diese Erklärung schien auch einigermasen ihn zufrieden zu stellen.

Drittes Fragment.

Lieber Gustav! meine Erzählung ist noch nicht beendigt, und du mußt mich dahero einige Augenblicke noch anhören. Der Schulmeister, der Burmannen von der Schule her kannte, begleitete uns auf eine halbe Stunde weit, und sein Gespräch hielt mich für ein wenig Verdruß über die Unterredung des Pfarrers eines Theiles wiederum schadlos. Er hatte sich, wie mir Burmann nachher erzählte, schon auf der Schule viele Kenntnisse erworben, da ihn aber seine Vermögens-Umstände auf der Akademie zu bleiben nicht länger als ein Jahr erlauben wollten, so hatte er durch Noth gedrungen, diese Schulmeister-Stelle annehmen müssen. Seine gute Art zu denken, leuchtete deutlich aus seinem Gespräche hervor, wie denn diese meistens den Mann von Einsicht charakterisiren. Um destomehr war er zu bedauern, daß ihm das Schicksal an diesen Ort geführt und einem solchen Pfarrer zum Vorgesetzten gegeben hatte, der durch Eigensinn, Trägheit und Vorurtheile auch die besten Absichten dieses Schulmannes immer zu vereiteln wußte. So hatte er z. B. Weisens A B C Buch in der Schule einführen wollen, und viele der angesehensten Bauern schon dahin vermocht, es ih-

es ihren Kindern zu kaufen, aber Pastor Thomas hatte es nicht erlaubt, untern Vorgeben, daß dieses Neuerungen wären, die sich kein Pfarrer und Schulmeister erlauben dürften, und so erzählte er andre ähnliche Geschichten mehr. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß der Schulmeister das Gespräch auf theologische Streitschrifften und unter andern auch auf D. Bahrdten brachte. Vermuthlich, sagte ich, werden sie mit dem Herrn Pastor darüber gesprochen haben? — Nein, sagte er, ich war von dem allen schon aus den Zeitungen unterrichtet und dann habe ich auch verschiedene kleinere Schriftgen gelesen, die wider das Bahrdtische Glaubensbekenntniß gerichtet seyn sollten. — Was muß denn wohl der Herr Pfarrer von der ganzenGeschichte halten, frug ich ihn weiter? — Ja nun, antwortete der Schullehrer, er spricht davon nicht eben zum besten, sagt, Bahrdt wäre ein gefährlicher Mann und solchen Ketzern geschähe schon recht, daß sie aus einem Lande in das andre gejagt würden. Ich dächte, sagte Burmann, so ein gar zu liebloses Urtheil könne keiner fällen, der nur in etwas von der Sache unterrichtet wäre. — Da können sie Recht haben, versetzte der Schulmeister, denn ich weiß es gewiß, daß mein Pastor nie etwas von des Man-

nes Schrifften gelesen hat, und von der Streitigkeit selbst wüßte er auch nichts, wenn ihm nicht ein andrer einige kleine Tracktätchen zugeschickt hätte, worinne ich mich erinnere, gedachtes Glaubensbekenntniß Auszugsweise und wider Bahrdten selbst viel unglimpfliche Angriffe gefunden zu haben. — Bei diesen Worten hörten wir es in der Stadt schon 7. Uhr schlagen, dahero empfahl sich auch unser Gesellschaffter, und Burmann gab ihm noch ein ganzes Packet Danksagungen an den Pfarrer mit, für seine gütige Aufnahme.

Viertes Fragment.

Den ganzen Abend über, als ich nach Hauße kam, war Bahrdt der Gegenstand meiner Betrachtung. Viele seiner Gegner haben sich solcher Ausfälle erlaubt, die bey Streitigkeiten theologischer Gegenstände wohl ganz unschicklich sind. — Es ist gewiß, daß er verdienstvolle Männer zu Gegnern hatte, aber auch eben so gewiß, daß sich solche wider ihn auflehnten, die weder durch Unpartheilichkeit, noch durch Scharfsinn berechtigt waren, sich in ähnliche Händel zu mischen. Man kann sich dahero leicht vorstellen, wie der letztern Widerlegungen gerathen sind. Ein Mann, des-

sen

sen Kopf nicht ganz und gar von Vorurtheilen umnebelt ist, kann ohnmöglich solche Arbeiten gut heißen, und wer daran Gefallen findet, von dem weiß ich auch, was ich zu halten habe. Die Sache selbst will und kann ich eben so wenig vertheidigen, nur die Art, wie man gemeiniglich solche wichtige Gegenstände behandelt, ist es allein, die ich hier zu tadeln gedenke. —

Wenn einer seinen Weg so gerade fortgienge, ohne sich rechts und links umsehen zu wollen, würdest du ihm dieses für recht sprechen? — Und wie nun, wenn er über einen Stein auf der Straße stolperte, und die Leute fiengen ein lautes Gelächter darüber an, würfen ihn mit Koth und Steinen, würde dich sein ersterer Fehler berechtigen, die leztere Handlung völlig gut zu heißen? Und was würdest du, guter Gustav! von den Zuschauern halten, die zu ihren Fenstern heraus diesen Greuel so mit ansähen, und den Leuten ihren Beifall wohl zujauchzten? — Mein Beispiel mag wohl ein wenig hart klingen, aber ich glaube doch immer, es ließe sich eine trefliche Anwendung machen. Ich will die Sache nicht weiter ausführen, denn diejenigen mögen sich's besser überdenken, denen die Streitigkeit hinlänglich bekannt ist, die ihre Entstehung wissen und

dann

dann leicht begreifen können, wie oft ein übelverstandener Religionseifer den Mantel der Menschenliebe und Moralität umhängen könne! — Sage mir Gustav! was soll man von dem Menschen denken, der nur auf sich sieht, und dem es übrigens eins ist, wer und was auch darüber zu Grunde gehen möchte? — Sage, was soll man wohl denken bei solchen Verlauf einer Sache: Ein Gottesgelehrter, dessen Handlungen, dessen Schrifften ihn als ein Muster der Tugend und Frömmigkeit uns anpreisen, dem es um Religion, um ihre Verehr- und Ausbreitung ein würklicher Ernst ist, der nicht eine Stunde lang auf der Kanzel spricht, weil es seine Vorgesetzten so geordnet haben, nicht predigt, weil es Sonntag ist, und blos sein Amt es fordert! sondern der seine Mitbürger weiser und tugendhaffter bilden will, sage mir Gustav! was soll man denken, wenn so ein Mann, wie ich ihn eben dir geschildert habe, Pränumeration auf die Bahrdtische Uebersetzung des neuen Testaments nimmt und sich bemüht, es seinen Amtsbrüdern gemeinnütziger zu machen, und der Verfasser wegen Herausgabe dieses Buchs, seiner Aemter entsetzt wird, Länder verlassen und von einem Orte zum andern wie ein Missethäter flüchten muß, der der Inquisition auszuweichen sucht? — Sa-

ge mit Gustav! was soll man denken, wenn selbst einige der orthodoxesten Theologen bekennen, daß sie sich der Bahrdtischen Uebersetzung bei Ausarbeitung ihrer Kanzelreden bedienten, das Werk gut benutzen könnten und doch ganz gelassen zusehen, daß der Verfasser dieses Buchs wegen verketzert und auf das schimpflichste verfolgt wird? — Man weiß hierbei in der That nicht, über wen man seufzen und sein Klagelied anstellen soll, über Regierungsform oder über die bösen Menschen, so vielleicht durch gewinnsichtige Absichten angetrieben, andre zu unterdrücken suchen? — Ich glaube immer, das letzte wird am billigsten gehandelt seyn, denn giebt es nicht Menschen in Menge, die die Maske der Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe vor sich nehmen und auf Kosten anderer ihr eigenes Interesse ungehindert bewürken? — O wer doch solche Menschen erst kennte, und dann Fürst wäre! —

Fünftes Fragment.

Warum ich mich zu Bahrdts Vertheidiger aufwerfe, kannst du mich fragen? — Sieh guter Gustav! du thust mir mit deiner Frage gewaltiges Unrecht. Ich kenne den D. Bahrdt weiter

weiter nicht, als daß ich ihn einmal gesehen habe, und seine Uebersetzung, die so viel Streitigkeit erregt hat, weiß ich auch eben so wenig als seinen Charakter zu beurtheilen, in diesem Fall kann also keine Vertheidigung statt finden. — Ich rede blos von der Sache, die Vertheidiger braucht, von Freiheit im Denken, und daß mir der Pastor Thomas oder vielmehr sein Schulmeister durch die Bemerkung über Bahrdten, Anlaß zu diesen Betrachtungen gaben, ist ja eine ganz willkührliche Sache. Eben so gut als ich von Bahrdten sprach, konnte ich dir auch Christian Thomasius anführen, wenn ich nicht befürchtet hätte, du könntest mir einwenden: so dachte und handelte man im vorigen Jahrhundert, aber die Zeiten der Blindheit sind vorbei. Ich las neulich wieder das Leben des Thomasius in der Schröckischen Biographie, und konnte nicht ohne Rührung lesen, daß dieser Mann zum Märtyrer seiner Nation werden müssen. — Freilich war auch bei diesem Lesen etwas Aerger über solche Behandlung fast unvermeidlich. — Thomasius trat auf, und ieder seiner Schriften konnte man die Ueberschrift geben: öfnet die Augen und sehet, aber man wollte das nicht, und fand es im Gegentheil für thulicher; daß Aberglauben und Blindheit noch untern

tern Menschen herrsche, damit man diese Gelegenheit, wie noch zu Zeiten des finstern Pabstthums, so recht benutzen könne. —

Thomasius wurde verketzert, ihm wurde Lehren und Schreiben untersagt und man machte ihm die Inquisition, gleich dem verruchtesten Bösewichte. Gerechtigkeitsliebe war von jeher eine vorzügliche Tugend des Landes gewesen, worinne er lehrte, hierauf konnte er sich also verlassen. Der gute Mann bedachte nicht, wie viel die Geistlichkeit damals vermochte. Beleidigt durch Thomasius Wochenschrift, (welches allenfalls ein bloser privat Streit hätte werden sollen) wurden einige Theologen veranlaßt, eine öffentliche Sache daraus zu machen. — Untern Vorgeben, daß seine Lehrsätze dem theologischen System entgegen wären, wußten sie ihre Rache zu befriedigen; so wird also der Proceß anhängig, und der Mann, der so viele schädliche Vorurtheile seiner Nation mit so glücklichem Erfolg bereits bestritten hatte, wird verurtheilt, ohne gehört zu werden. Ist dieses Verläumdung, oder ist es nicht vielmehr Thatsache? Sollte einem zu lesen nicht schaudern, daß unsre Vorfahren auf solche Weise ihre Pflicht verkennen und ihre Rache auf Kosten der Wahrheit und des

Wohls

Wohls eines Mannes und seiner ganzen Familie sättigen konnten? — Nun so wüßte ich in der That nicht, was Gefühl heißen sollte, und so müßte dieses Wort ein leerer Schall, ohne Bedeutung seyn. —

Sechstes Fragment.

Man könne wohl füglich eine Parallele zwischen Thomasius und Bahrdten ziehen, wenn auch nicht in Ansehung des Nutzens, so beide gestiftet haben, doch in Ansehung ihrer Schicksale und der Art, mit welcher man ihre Sache behandelte. — Bahrdt ist ebenermasen verurtheilt und man kann sagen, erst nach dem Urthelsspruche das Verhör mit ihm angestellt worden. — Und nun betrachte man die Art dieses Verhörs. — Auf seinem Glaubensbekenntniß soll alles beruhen. Also wird er als Irrgläubiger angesehen, weil er in seinem System nicht der allgemeinen Meinung gefolgt ist, sondern anderer Erklärung ihm einleuchtender war. War dasienige, worüber er sich in seinem Glaubensbekenntnisse erklärte, wohl etwas neues, oder hatten es nicht vielmehr vor ihm die größten und angesehensten Männer behauptet? — Und nun, da Bahrdt in einer Erklärung an das Publikum beweiset,

set, daß der Abt Jerusalem in seinen Betrachtungen über die Religion den gewöhnlichen Begrif der Erbsünde, so wie die gemeine Lehre von ihrer moralischen Zurechnung, verlassen hat, daß der Oberconsistorialrath Büsching über die Endlichkeit der Höllenstrafen sich eben so, wie Bahrdt, erkläret, daß der Probst Teller in seinem Wörterbuche den Begrif des Glaubens (so wie ihn Bahrdt annahm) als schriftmäsig zu beweisen übernommen habe, und daß D. Semmler in seiner neusten Schrift wider die Wolfenbüttelischen Fragmente, über Geist, Wunder, Auferstehung, Dreieinigkeit 2c. eben solche Gesinnungen geäusert hat, wie aus gedachtem Glaubens-Bekenntnisse hervorleuchten, — wie verfährt man auf diese Erklärung mit Bahrdten? Man trägt Bedenken vor der Hand etwas weiter vorzunehmen, bis man die Sache aufs neue untersuchen lassen. — So lautete die Entscheidung seiner Richter in den öffentlichen Blättern, die nur zu deutlich verräth, daß man einige Uebereilung wohl einsehe. — Wenn man sich nun bei nochmaliger Untersuchung überzeugen wird, daß die Entscheidung in etwas zu strenge gewesen wäre, was glaubst du wohl lieber Gustav! was man thun wird? — Glaube,

was du willst, aber ich zweifle sehr, daß man nachgeben sollte. —

Siebentes Fragment.

Ich habe immer geglaubt, daß die Menschen nur über äusere Religion richten können, und Richter über die innere Religion wäre nur Gott; aber man sucht uns durch solche Beispiele eines andern zu belehren. — Andre haben noch offenherziger über diesen Gegenstand gesprochen, denn sie sagen deutlich: man ist nicht verbunden zu glauben, denn die Gewissensfreiheit ist ein Theil des gesellschaftlichen Vertrags; aber man ist verbunden den äußerlichen Gebräuchen ieder Religion seine Ehrerbietung zu bezeugen, weil diese ein Staats-Gesetz sind. *) Kurz, es bleibt wohl ausgemachte Wahrheit, daß es nicht billig gehandelt ist; sich die Freiheit nehmen zu wollen, über andrer Menschen Gewissen und Ueberzeugung Urtheil zu sprechen und vorzuschreiben, was sie glauben sollen. Es werden gewiß viele seyn, denen ähnliche Gedanken beifielen, nur scheuten sie

*) Siehe Chronologen, ein periodisches Werk von Wekhrlin 2ter Band. Seite 306.

sie sich solche laut zu bekennen. Aber warum verfährt man auf diese Weise, und warum macht man nicht so einen Vorfall zur allgemeinen Sache? — Ich sage es noch einmal, (denn um nicht mißverstanden zu werden, kann man es nicht oft genug erinnern) daß nichts weniger meine Absicht ist, als die Sache selbst zu vertheidigen, aber wenn so ein Beispiel, wie Bahrdt, uns Gelegenheit giebt, über ähnliche Gegenstände zu reden, dann sollte man im allgemeinen für die Freiheit im Denken ein Wort sprechen, der Vernunft nicht Fesseln anlegen und am wenigsten sich von Vorurtheilen unterjochen lassen. Ich gebe zu, daß so einem Sprecher der Nation das Schicksal treffen kann, in den ersten Tagen verketzert zu werden, daß viele, so es lesen, darüber spotten, endlich aber kommt doch die Schrift in die Hand eines Lesers, der herzlich danket, daß man seinen Gedanken, die ihm auch oft bei ähnlichen Betrachtungen aufstiesen, einige Richtung gab, — und so und nicht anders ist es möglich, daß Sclaverei, Tyrannendruck nicht über Hand nehme, und auch das Bewußtseyn einiger Verminderung von Vorurtheilen dieser Art, sollte einem jeden hinreichend seyn. —

Achtes Fragment.

Ich wollte mich gerne beruhigen, mein guter Gustav, und die Verordnungen der Reichsgerichte in der Bahrdtischen Sache für nöthige Wachsamkeit über das Wohl so vieler Menschen erkennen, wenn sich nur in ähnlichen Fällen nicht so viele Partheilichkeit mit einmischte, die einem zuweilen auch die besten Absichten verdächtig machen. — Viele können bittre Wahrheiten, so sie bei Lesung eines Buchs mit verschlucken müssen, gar nicht verdauen, und so geschieht es also, daß der Verkauf desselben verbothen wird, obgleich in solchem nichts anstößiges enthalten ist. Sonach konnte Doctor Se . . . wohl Recht haben, wenn er zu seinen Zuhörern sagte: lesen sie vorzüglich die Bücher, meine Herrn! die man durch die Hand des Scharfrichters verbrennen lassen, denn, setzte er hinzu: in solchen ist die mehreste Weisheit zu finden. — So weit möchte ich Toleranz nicht getrieben wissen, daß ein ieder ungescheut sprechen könnte, was ihm nur gut dünkte; aber sähe man bei dem Verboth der Bücher blos auf den Schaden, den sie in manchem Herzen anrichten könnten, so wäre die Existenz eines gewissen Buchs nicht möglich, welches gewiß alle andre an Zügello-

gellosigkeit und Unverschämtheit in Ausdrücken übertreffen wird. Ich will dir lieber Gustav! das Buch näher anzeigen, weil ich weiß, du liest Schriften dieser Art wenig und könnte dir dieses wohl auch unbekannt seyn. Es heißt Wahlmann, oder, durch die eine ward er böse und durch die andre wieder gut. Daß der Stoff dieser Geschichte unbedeutend ist, und die ganze Schreibart keinen Verfasser von Geschmack verräth, will ich nicht einmal erinnern, denn das hätte ia dieses Buch mit vielen andern gemein, aber es zeichnet sich solches durch die gemeinen und pöbelhafften Ausdrücke aus, die so häufig darinne anzutreffen sind, daß es nicht möglich wäre, auch nur ein Blatt in Gesellschafft gesitteter Leute vorzulesen; und Frauenzimmer werden wenige Stellen, ohne zu erröthen, mit anhören können. Ich war anfangs willens, dich durch Erzählung einer einzigen Stelle von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was ich hier angegeben habe; ich kann dir aber aufrichtig versichern, daß es mir unmöglich war, auch nur einige Zeilen solchen Unsinns nachzusprechen, ohne zu befürchten, du möchtest mir meiner Unbedachtsamkeit wegen, einen derben Verweiß geben. Was bei dem allen noch das schrecklichste ist, so soll nach aller Aussage, der

Verfasser dieses Buches ein Geistlicher seyn!

— — —

Neuntes Fragment.

Nun ist mir wohl Gustav! denn ich habe ein Buch gefunden, das so ganz nach meinem Wunsch ist, und dieser ausgestreute Saame muß gewiß die herrlichsten Früchte bringen, wenn er auch nur auf mittelmäsigen Boden fallen sollte. Hennings hat ein Gedicht, Olavides, herausgegeben, und dabei ist ein Anhang über Duldung und Vorurtheile. Unter der Aufschrifft: Etwas über unerkannte Tugenden, fand ich so viel freies Raisonnement und solche warme Herzens-Sprache, daß ich das Buch den ganzen Abend nicht weglegen konnte. Zum Beweis will ich dich mit einigen der treflichsten Stellen bekannt machen. An einem Orte sagt er unter andern: „iedem Menschen ist es vergönnt, in „seinem Wirkungskreise groß zu seyn, wenn er „Muth hat, es zu seyn. Sich diesen Muth „rauben zu lassen, ist die ärgste Sclaverei, und „nichts ist gewöhnlicher als diese. Hat die Na„tur irgend einem Menschen ein Vorrecht gege„ben, dem andern die Freiheit zu rauben, seinen „Plan der Menschlichkeit, das heißt, den Plan „des Lebens, den er als Mensch sich vorschrieb,

„aus-

„auszuführen? Ist eine Tyrannei ärger als die-
„se? und nichts ist gewöhnlicher, als eben
„diese. Und worinne bestehet diese Sclaverei,
„dieser Tyrannendruck? Sie bestehen darinne,
„daß die Menschen das sind, wozu Swift sie
„in seinen Satiren über die Menschheit macht,
„und daß wir, dieß unedle Bild mag uns ärgern,
„so viel als es will, doch wider unsern eignen
„Willen, die widrige Wahrheit desselben aner-
„kennen müssen: In dem ewigen Nachgeben,
„Unterwerfung unsrer Meinung, Anbetung der
„herrschenden Ideen, ununtersuchten Folgen
„fremder Gesinnungen, Anschmiegen an fehler-
„hafte Charaktere, liegt die feige Knechtschafft
„und in dem grundlosen Beherrschen durch Worte,
„durch Ceremonien, durch eitlen Pomp, durch
„aufgeblasenes Dünkel, durch Grimmassen,
„liegt Tyrannendruck. Ich spotte des, der
„verlangt, daß ich anders scheinen soll, wie ich
„bin, der mich so sehen will, wie er glaubt, daß
„er mir erscheinen muß. Ich will den Menschen
„zeigen und Menschen sehen. Und wo das nicht
„ist, da fliehen alle Tugenden, und der Mensch
„wird die lächerlichste Copie einer nach tausend
„Phantasien zusammengesetzten Carrikatur.
„Weil nun aber in der Welt nichts seltner ist, als
„daß ein Mensch das Herz hat, ein Mensch zu seyn,

„und sich so zu zeigen, wie ihn die gute grose „Natur geschaffen, und wie ihn sein Verstand „und seine Empfindung ausgebildet haben, so „fließet eben daraus, daß lauter Betrug, Schein„gröse, zerlappter Werk und spielender Tand „in der Welt herrscht„ rc. Ich muß hier abbrechen, denn ich glaube, ich wäre im Stande, dir das ganze Buch abzuschreiben, so hingerissen bin ich von dem Manne, der in seiner Schrift so freimüthig spricht. Sage mir aufrichtig lieber Gustav! ist das nicht die reinste Wahrheit, was der Verfasser in dieser Stelle sagt, freut man sich nicht innig, einen Mann so warm von Dingen sprechen zu hören, worüber viele unter uns wohl nachdenken, aber nicht reden, aus Feigheit. — Es ist ia augenscheinlich, daß, wo dem Bürger freie Ausübung ihrer Kräffte verstattet wird, auch alle Künste und Wissenschafften in Flor sind, denn blos durch Freiheit im Denken kann der Mensch die Vollkommenheit erreichen, deren er als Mensch fähig ist. Wo diese Freiheit fehlet, da schlummert das Talent und die aufgeklärtesten Köpfe werden ihrer Bemühungen satt. — Auch hierüber hat Hennings eine trefliche Stelle :„Nicht blos, (sagt er) „leidet der Eingeschränkte, der Einschränker leidet mit ihm. Auch er hat Bande, trägt nicht

„freie

„freie Stirne; bringt Sclavendienst dem Hö„hern, oder dem mit verbundenen Unterdrücker, „und siehet nicht viel weiter als der Sclave, der „über ihn seufzet. Eben so vielen Schaden die „Einschränkung des Handels und Gewerbes dem „Staate zufüget, auf gleiche Weise verhält sich es, „mit unsern Geisteskräfften. Der grose Geist „sucht seinen Ausbruch, es geschehe auch auf „welche Art es nur wolle. Legt man Hinder„nisse im Weg, so wird er dadurch nicht ganz er„stickt, sondern er dämmet sich mehr und mehr an, „wie das Wasser, dem man einen Damm entge„gen setzt, und am Ende ist es wohl möglich, daß „es übertritt und noch mehr Unheil anrichtet, „als es zuvor geschehen wäre, wenn man ihm or„dentliche Richtung gegeben hätte. Freiheit „im Denken muß von dem Staatsmann an bis „zum Bettler statt finden, denn wessen Denkungs„vermögen in zu enge Grenzen eingeschlossen „wird, an dem wird man auch bald Trägheit in „körperlicher Arbeit bemerken. „ So treflich spricht Hennings über alle ähnliche Gegenstände, und wenn dir mein guter Gustav! das Buch noch unbekannt war, so hoffe ich, wirst du mir es Dank wissen, wenn ich dich durch einige ausgezogene Stellen mit solchem näher bekannt machte. Mitten unter Lesung dieses Buchs und dem

vielen Vergnügen, so ich hierbei empfand, kränkte mich's doch, es in Coppenhagen und nicht in meinem Vaterlande gedruckt zu wissen. — Ein Nationalstolz, der allerdings Verzeihung verdiente. —

Zehntes Fragment.

Man glaubt der Religion einen Dienst zu leisten, wenn man den Verstandskräfften ihrer Glieder Fesseln anlegt, aber man irret sich nicht wenig, denn eben dadurch schadet man der Religion immer am meisten. Ich habe bemerkt, daß an den Orten, wo die Lehrer der Kirche ihre Kinder sclavisch hielten und ihnen keine Freiheit über Religions-Sachen zu urtheilen lassen wollten, daß eben an den Orten die wenigste Religion war. Man gieng zwar fleisig in die Kirchen, aber Tugend vergaß man oft, und Pflichten gegen seine Nebenmenschen verabsäumte man auch. Ein sogenannter gottesfürchtiger Mann hörte wohl des Sonntags einige Predigten an, aber seinem Nebenmenschen zu schaden, über des einem Fall aus Gewinnsucht zu frolocken, und den andern zu stürzen zu suchen, war ihm Kleinigkeit. Woher kommt dieses? Ohnstreitig aus falschen angenommenen Grundsätzen der Geistlichkeit. Die

Religi-

Religion ist gut, sagte einstmals die bekannte Pompadour, aber ihre Diener taugen nur nichts. Sieh, Gustav! da sprach das Weib wohl ein wenig zu dreist, denn so im allgemeinen es ihr nachzusprechen, das hieß, gegen den geistlichen Stand ungerecht handeln, in einzelnen Fällen aber kann sie wohl recht haben, denn man glaubt nicht, was eben bei der Klasse von Menschen, wo die reinsten Begriffe seyn sollten, oft im Gegentheil vor viele Vorurtheile herrschen. Tanzen darf der Pfarrer nicht eine Stunde, denn man glaubt, es giebt der Gemeine eine Aergerniß, aber spielen könnte er mit seinen Kirchkindern die ganze Nacht hindurch, und warum das? — Zu dem Tanz hat man ein übelklingendes Beiwort gefunden, — man predigt nämlich von üppichen Tänzen, aber Spiel, ia das ist immer nur Spiel, ein kleiner unschuldiger Zeitvertreib. — Glaube mir Gustav! an solchen Vorurtheilen ist nichts als Zwang und Gewissensclaverei die Ursache, denn es giebt ia heitere und aufgeklärte Köpfe genug, die das Lächerliche und Schädliche ihrer Vorurtheile wohl einsehen, aber sie glauben nur insgeheim über ihr Joch seufzen zu dürfen, und werden am Ende dessen so gewohnt, daß sie solches abzuschütteln nicht einmal einen Versuch wagen. — Auf diese Weise ist es

leicht

leicht zu erklären, woher das ewige Nachgeben, und die Unterwerfung unsrer Meinungen komme; denn, man schmiegt sich (wie Hennings sagt) zu oft an fehlerhaffte Charaktere an und unterdrückt dadurch den Gedanken eines weitern Nachdenkens. —

Eilftes Fragment.

Gustav! es sollte mir Leid thun, wenn meine Aufsätze schienen, als wollte ich einen Widersacher der Geistlichkeit abgeben. — Als ich mein Gefühl so dahin schrieb, dachte ich nicht, daß man mir es übel auslegen könnte, aber ich merke nun wohl, daß mancher, der noch weniger als ich gesagt hatte, für einen Ketzer ausgeschrien wurde, — um deswillen muß ich hier mit wenigen vorbeugen. Mein Wille ist gar nicht, der Geistlichkeit ihr Ansehen zu schmälern, sondern ich wünschte nur, die Religion nicht in Büchern und Gebetformeln zu suchen, vielmehr sie praktisch in dem Lebenswandel meiner Mitbürger zu finden. Dieser Wunsch ist edel, — und um deswillen sollte es mir leid thun, meine Absichten verkannt zu wissen. So lange nicht einige alte eingewurzelte Vorurtheile ganz modernisirt werden, so lange ist auch von Ausübung einiger Tugenden wenig zu hoffen.

hoffen. — Eines Theils rechne ich die Vorurtheile hieher, die gemeiniglich der Toleranz im Wege stehen, und diese treffen alle Gattungen von Menschen. Andern Theils muß ich aber auch einige Vorurtheile hier angeben, die andre gar nicht und die Geistlichkeit alleine betreffen. Ich meine nämlich die Art zu predigen, wo man glaubt, Moral ganz bei Seite setzen zu können, und Redekunst gar nicht achten zu dürfen. Zu Bestreitung herrschender Lieblingsneigungen seiner Zuhörer wird schlechterdings erfordert, daß der Geistliche nicht allein Prediger, sondern zugleich Redner sey, und daß er die Gabe besitze, beides mit einander verbinden zu können. —

Man mag mir einwenden, was man nur will, so werde ich diesen Satz dennoch nicht aufgeben. — Wahr ist es, daß der Kanzelredner mit Sauringischer Beredsamkeit nicht immer der beste Prediger ist, aber es ist auch eben so gewiß, daß der Prediger, der Redekunst gar nicht achtet, wenig Nutzen bei seiner Gemeine stiften wird. Man glaubt Beredsamkeit sey bei dem gemeinen Volke gar nicht anzuwenden, und man irrt hierinne nicht wenig, denn eben bei diesen ist sie am nothwendigsten. — Der Dorfprediger mag immerhin die wichtigsten

Stellen

Stellen der Schrift nach hermenevtischen Regeln erklären, so gähnt der Bauer bei diesen Glaubenswahrheiten, wenn sie trocken vorgetragen werden; aber er verstehe die Kunst der Modulation seiner Stimme, er wähle zu seinem Vortrage für iedermann zu bemerkende Gegenstände, er sey ganz Redner in seinen Ausdrücken, und man sehe die Würkung, die es auf Zuhörer verschiedenen Standes thun wird. Hat man gesucht, mit drei oder vier ähnlichen Predigten den gemeinen Mann zur Aufmerksamkeit zu gewöhnen, dann wage sich der Prediger einmal in das Feld Glaubenswahrheiten vorzutragen, und über Religionsgeheimnisse zu sprechen, und man sehe, wie begierig auch der gemeinste Kopf seyn wird, um sich hellere und aufgeklärtere Ideen zu verschaffen. — Was der Geistlichkeit ihr Strafamt betrift, so kann und darf ich hiervon nichts sagen, ich will es ihr auch nicht im geringsten benehmen, aber es einschränken zu können, wünschte ich doch, und verspräche mir von der einem Methode gewiß mehr Vortheil, als von der andern. —

Zwölftes Fragment.

Was ich dir bishero gesagt habe, mein

guter Gustav! konnte wohl den Schein haben, als wenn ich der Würde des geistlichen Amtes zu nahe treten wollte. Um dich des Gegentheils zu überführen, so will ich hinzusetzen, daß ich fest glaube, die Geistlichkeit werde in vieler Betrachtung nicht genugsam geehret. — Will ein Prediger seinem Amte ein Gnüge leisten, so ist sein Leben mit vieler Mühseligkeit verbunden. — Auch die reichlichsten Einkünfte sind nicht im Stande, ihn für alle beschwerliche Arbeit schadlos zu halten; wohl aber das Bewußtseyn, vieles zur Masse menschlichen Wohls beigetragen zu haben. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß einer den Vorschlag that; man sollte die studierende Jugend, gleich auf Akademien in Land und Stadtprediger vertheilen, wenn anders das Studium der Gottesgelahrheit einen viel umfassenden Nutzen haben sollte. Der Mann wurde wegen seines sonderbaren Einfalls verlacht. — Dieß Lachen war allerdings unrecht, denn es ist gewiß, daß die Gegenstände beider Prediger ganz verschieden sind, und daß ein guter Kopf darzu gehöre, um dieses bei Ausübung der erlernten Gottesgelahrheit unterscheiden zu können. Stolz, Ueppigkeit, sind Dinge, worüber der Stadtgeistliche nicht oft genung sprechen kann, der Landprediger aber kann dieses fast gänz-

lich

lich in seinem Vortrage entbehren. — Wollte oder könnte man vielmehr diesen Unterschied auf Akademien nicht einführen, weil er ohnstreitig viele Unbequemlichkeiten haben würde, so sollte man doch billig jungen Theologen, die sich zu Landpredigern widmen, einige Erinnerungen geben, die sie zum Besten ihrer Zuhörer benutzen könnten, denn der Grund, (sagte Rousseau) warum Predigten wenig fruchten, ist, weil weder ihr Ton, noch ihre Sprache dem Begrif und der Bedürfniß der verschiedenen Stände angemessen sind. — Dem gemeinem Manne ist nun einmal kein andrer Weg zu Aufklärung und Entwickelung seiner Seelenkräffte offen, als der Predigtstuhl, folglich sollte ihm dieser auch alles in allem seyn. — Der Bauersmann sieht täglich nichts anders vor sich, als Schauspiele der Natur, und wie hätte nicht da der Prediger die beste Gelegenheit, ihn aufmerksam zu machen, und seine Gefühle zu edlern Empfindungen zu erwecken? — Jede Jahreszeit giebt hier dem Prediger die beste Gelegenheit an die Hand, und am Ende würde der Landmann dazu gewöhnet, daß ihm keine Erscheinung in der Natur vorkäme, ohne daß er nicht seinem Weibe und Kindern einige Betrachtungen nach seiner Art des Vortrags mittheilte, die das Resultat der

der Kanzelvorträge seines Pfarrers wären. Aber da klebt man freilich oft an Gewohnheit und gewissen Vorurtheilen, die schwer auszurotten sind. — Man leistet im voraus Verzicht auf weiteres Nachdenken ähnlicher Betrachtungen, und die Predigten eines Sintenis werden gar nicht gelesen, oder daferne man sie list, so findet man sehr vieles an des Mannes Vorträgen zu tadeln, die man freilich nicht Predigten, *) sondern nur moralische ästhetische Kanzelreden nennen sollte. —

Dreizehentes Fragment.

Es giebt wenige Prediger, die die Moral zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen. — Geschieht es auch einmal, so pflegt man nicht im Ganzen darüber zu sprechen, sondern man

*) In dem Verstande genommen, in welchem die meisten das Wort Predigt nehmen, wo sie nämlich ein förmliches exordium, partes und conclusion angegeben wissen wollen, und es nicht als Predigt gelten lassen, wenn nicht erwähnte Stücke, so wie gratiarum actio und alle partes orationis in einer Schulübung sehr künstlich auf einander folgen. —

man hebt einzelne Laster heraus, ohne den ganzen Vortrag darauf einzurichten und auf das Bedürfniß der Zuhörer Rücksicht zü nehmen. — Wie ich eigentlich auf diese Gedanken komme, könntest du, guter Gustav! wohl schwerlich errathen, wenn ich nicht folgendes zur Erläuterung nachholte: Als ich mit Burmannen bei dem Pastor Thomas in L . . . war (welchen Spatziergang ich dir neulich weitläuftig beschrieben habe) kam das Gespräch, eben da wir in seiner Studierstube waren, unter andern auch auf Prediger und ihre Vorträge. Burmann sagte, es sey ietzt die herrschende Mode, daß viele extemporirten, und eine besondre Fertigkeit darinnen suchten, zu predigen, ohne sich ein gehöriges Concept zu machen. — Eine böse Mode! sagte Pastor Thomas, wofür ich mich von ieher gefürchtet habe. Von allen Predigten seit meiner Amtsführung könnte ich auf Verlangen Rechenschaft geben, und indem er das sagte, langte er ein ganzes Packet solcher zusammengebundenen Concepte hervor. Ich nahm eins derselben in die Hand, der Pastor aber rief mir zu; sie werden es nicht lesen können, es ist gar zu undeutlich geschrieben. O ia, sagte ich, und ließ mich in meinen Blättern nicht stören. Was ich da in der Hand hatte,

te, war eine Predigt auf den 9ten Sonntag nach Trinitatis, vom ungerechten Haushalter und soviel ich nur flüchtig bemerken konnte, mochte die Predigt vermöge ihres Textes, vortreflich seyn. Statt der Anwendung fand ich weiter nichts als die Worte: Bestrafung des Lasters der Trunkenheit, und noch einige Abbreviaturen waren dabei, welche — ich will es eben dem guten Pastor nicht Schuld geben — aber es schien mir doch warscheinlich, daß diese vielleicht die Namen einiger Individuen in seiner Gemeine bedeuten sollten, auf welche diese Predigt eigentlich gerichtet war. Ich gab das Blatt Burmannen in die Hände und dieser bemerkte bald, warum ich es ihm gegeben hatte, daher er sich auch mit ihm in folgende Unterredung einließ:

Burm.) Aber erlauben sie mir doch Herr Pastor! zu fragen, wie sie hier den Uebergang vom ungerechten Haushalter zum Laster des Trunkes nehmen konnten, denn es dünkt mich, daß dieses doch immer schwer seyn müsse? —

Past.) Ja wohl, ist es oft schwer, aber was

hilft das, schleicht sich ein Laster besonders in der Gemeine ein, so muß der Geistliche darwider Sorge tragen und sein Strafamt brauchen. —

Burm.) Recht gut, aber da könnte man ia gleich sein Thema darauf einrichten, denn sonach muß der Uebergang, er sey so künstlich als er nur wolle, allezeit gezwungen heraus kommen. —

Past.) O nein, das finde ich eben nicht. — Ich erinnere mich noch sehr genau, wie ich es damals herumbrachte. Ich gab nämlich in dem 2ten Theile die Arten an, wodurch einer ein ungerechter Haushalter werden könnte, da nennte ich unter andern auch den Trunk, und nun sehen sie ia wohl, daß der Uebergang zur Anwendung nicht eben so erzwungen war. —

Burm.) Ja so, — auf diese Weiße, — nun da können sie Recht haben. —

Vierzehntes Fragment.

Ob ich Nathan den Weisen gelesen habe? — Ja wohl hab ich und mehr als einmal, denn ich glaubte ihn nicht oft genug lesen zu können. — Oft list man, mit Vorurtheilen schon eingenommen, für oder wider das Buch, und dann mag wohl eine unpartheiische Kritik schwer seyn. — Ist man aber von der wenigen Erheblichkeit der Schrifft schon unterrichtet worden, und beim Lesen findet man gerade das Gegentheil, so halte ich dieses für den untrüglichen Maasstab, wornach wir unsre Urtheile abmessen können. — So gieng mir es, mein guter Gustav! mit Lessings Nathan; aber dieß Beispiel hat mich auch gelehret, wie auf anderer Urtheile sich zu verlassen sey. — Das Beste war noch, daß diese Männer keine Kunstrichter vom ersten Range waren, und so konnt ich ihnen also gerne verzeihen, wenn sie das Buch nicht nach Würden zu schätzen wußten, welches freilich etwas eignes und man kann wohl sagen etwas neues unter der ungeheuren Menge von Dramen war, die zu eben der Zeit die schönen Geister Deutschlands geschrieben hatten. — Wie man aber Nathan den Weisen so ganz ohne Gefühl hat lesen können, bleibt mir immer ein Räthsel, — und dieß trau-

rige Schicksal mußte dieses Gedicht doch hier und da betroffen haben, — sonst war es unmöglich, daß es nicht noch grösere Epoche hätte machen sollen, als es würklich gemacht hat. Sollte wohl die Ursache in den Vorurtheilen zu finden seyn, die oft die besten Köpfe umnebeln, und die die Hindernisse abgeben, warum man nicht deutlich siehet, und nicht deutlich sehen will? — Und nur auf diese Weise kann ich mir das Stillschweigen so vieler Kunstrichter erklären, das ausserdem eben so ungerecht als unverzeilich wäre. Wer mich fragt, ob ich Lessings Nathan gelesen habe, dem muß ich das antworten, was Shakespears Edmund im König Lear der Regan zur Antwort gab, als sie ihn auch fragte, ob er ihr Billet gelesen habe: — ich habe gelesen, — verschlungen. —

Funfzehntes Fragment.

Man mag mich immer für einen Schwärmer halten, ich wenigstens werde mir keine Apologie schreiben. — So verhaßt auch einem jeden dieser Beiname seyn muß, so wollte ich ihn gelassen hinnehmen, wenn ich wüßte, daß Nathan mich zum ästhetischen Schwärmer gebildet hätte. Wäre ich nicht durch die mannigfalti-

faltigen Schönheiten Nathans so ganz hinge- rissen worden, so müßte ich ein Mensch ohne Ge- fühl seyn, und dieß letztere wäre mir verhaßter als das erstere. — Oft ist mehr Geist in ei- ner einzigen Stelle zu finden als in zehen unsrer heutigen Dramen. — Daher mag es wohl kommen, daß man Bedenken trägt, diese Schön- heiten zu detailliren, weil mancher Arbeiten als Irrwische erscheinen möchten, gegen das rechte Licht, so der weise Nathan uns aufstellte. — Die Verfasserin der Reise zur Mutter Gottes auf dem Hilfenberge *) mag wohl Recht ha- ben, wenn sie sagt: „die Mißbräuche ieder „Religion verdienen mehr unser Mitleiden, als „unsre Satyre, denn sie dienen dazu, uns zur „Toleranz gegen einander zu bewegen", aber wenn nun dieses Mitleiden gar nichts zur To- leranz beitrüge, nun so muß man doch versu- chen, was beisende Satyre auch bewürken kön- ne. — Und schon in dieser Rücksicht wäre Na- than als ein nachahmungswürdiges Muster zu empfehlen, wenn diese Schrift nicht überdieß eine Menge Feinheiten enthielte, so daß eine Stelle immer mit der andern um den Vorzug

 strei-

*) Siehe Chronologen, 2ter Band, Seite 305.

streitet. — Wer das Buch list, und diese Schönheiten nicht innig fühlt, dessen Geschmack muß man billig bedauren! —

Sechzehntes Fragment.

Wie könntest du glauben Gustav! daß ich Tralles Ausfall auf den Lessingischen Nathan gut heisen würde? — In seinem ganzen dicken Buche ist nicht ein einziger wichtiger Einwurf zu finden. — Ich will dem Arzt Tralles seine Verdienste nicht absprechen, nur würde es mir schwer werden, ihn für den competenten Richter in dieser Sache zu erkennen. Er ficht mit Schmähung und Schimpfreden, und das sind doch nimmermehr die Waffen, die Männer seines Standes ergreifen sollten, zumal wider einen Lessing. — Wo er gar nichts einzuwenden weiß, da nennt er die Gedanken blos Religionswidrig und setzt Lessing unter die Klasse der Naturalisten und Freigeister. — Sonderbar ist es, daß doch mancher bittre Wahrheiten sagen darf; ohne angetastet zu werden, und im Gegentheil werfen sich bei anderer freimüthigen Gedanken, sogleich eine Menge Gegner auf, die die Wahrheit nicht vertragen können. —

So

So zum Beispiel kann wohl nichts stärkeres iemals gesagt worden seyn, als: nichts Böses ist geschehn, was nicht ein Priester that rc. und doch hat man dem Herrn von Haller diese Stelle so hinschreiben lassen, ohne sie für Religionswidrig zu erklären. — Woher dieses wohl komme, wünschte ich einmal erläutert zu finden, denn wenn so ein allgemeiner Satz nichts Anstößiges enthalten sollte, so kann derienige am allerwenigsten ein Religions-Verächter heißen, der einzelne Glieder ihrer Laster wegen tadelt! —

Siebzehntes Fragment.

Tralles meint an einem Orte seiner Schrift, daß die Toleranz nichts vergebens gelehret habe, sondern in der That ausgeübet worden sey. Ich möchte hier auf einen Beweiß dringen, und gewiß, er sollte ihm schwer fallen. Wir dürfen nur zurück gehen und bei den Deutschen einen Thomasius, bei den Franzosen aber einen Rousseau mit anführen. — Kann wohl ein gültigerer Beweiß von übel verstandenen Religionseifer, als eben dieser Rousseau seyn? — Er ist iezt der allgemeine Gegenstand aller Journalisten, die sich bemühen, Anekdoten von

ihm aufzutreiben, deren viele zu seiner Ehre, viele aber auch zur Schande noch nach seinem Tode gereichen würden, wenn es gewiß, daß sie wahr wären. Dem sey wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß Rousseau ein Mann war, dem nur wenige an Edelmuth und Erhabenheit gleich kommen werden, und überdieß verband er mit allen diesen treflichen Eigenschafften einen Geist, der sich an Gröse gewiß über Tausende seines Zeitalters erhob; aber um deswillen war die Boßheit auch thätig genung, den verdienstvollen Mann zu Grunde richten zu helfen. — Wenn er die Ungerechtigkeit der Mächtigen sahe und die boßhaffte Schadenfreude bei dem Unglück seiner Mitbürger, dann ergrimmte er über das Joch der Tyrannei, wünschte den Menschen in den ersten Stand der Wildheit zurück, und so gab ihm dieses die Veranlassung, daß er ein trefliches Buch, über die Gleichheit der Menschen, schrieb.

Niedrige Seelen aber wußten auch dieses zu verdrehen und dichteten bald unserm rechtschaffenen Rousseau solche Ungereimtheit an, die er behauptet haben sollte, daß es in der That unbegreiflich ist, wie man so verwegen seyn und behaupten konnte: Rousseau habe gelehrt, daß der Mensch am glücklichsten seyn würde, wenn

er

er wie die Thiere auf allen Vieren kröche, und andre ungereimte Dinge mehr. — Dieß möchte Kleinigkeit heißen, wenn man den guten Mann nicht noch übler behandelt hätte. Man list mit Erstaunen wie der Fanatismus in Paris ihn nöthigte, zu flüchten, und wie an andern Orten sein Hauß von dem Pöbel, gleich der Höhle eines Räubers bestürmt wurde *) — und dennoch weiß ich noch keinen, der bei solcher Verfolgung an Grosmuth, und Stärke des Geistes, ihm gleich gekommen wäre. —

Kann etwas erhabeneres gedacht werden, als wenn Rousseau an den Genfer Magistrat schrieb: ich bleibe mit meinem Vaterlande durch die zärtlichste Erinnerung verbunden, und ich vergesse nichts, als seine Beleidigungen. Es könnten noch mehrere, ähnliche Züge seines Edelmuths angegeben werden, wenn man nicht schon so häufige Anekdoten dieses Mannes gesammlet und erzählet hätte, — und doch schiene mir dieses nicht überflüßig zu seyn, weil Dinge dieser Art nicht oft genung wiederholet werden können. — Heißt das nun Toleranz ausüben, wie der Arzt Tralles meint, daß sie

*) Siehe Sturzens Schrifften, Seite 162.

sie nicht vergebens empfohlen würde? — Und verlangt er noch neuere Beweise seines ungegründeten Vorgebens, so darf er nur die öffentlichen Blätter nachlesen, wo er zur Schande der Menschheit, die Beschreibung des vor kurzen von dem Londner Pöbel erregten Tumultes, weitläuftig finden wird. — Liſt man solche Geschichten in unsern Tagen, wo so viel über Toleranz ist geschrieben worden, so ist es wohl offenbar, daß wir noch nicht in den glücklichen Zeiten leben, wo Herr Tralles sich hinträumt, und daß unsre Geistlichkeit seine Lobsprüche noch nicht verdienet habe. — —

Achtzehntes Fragment.

Wunderst du dich mein guter Gustav! daß ich mich so lange bei Erzählung von Rousseau aufgehalten habe? — Tralles gab mir die Gelegenheit. — Denn da er vorgiebt, daß Toleranz in der That ausgeübt würde, so kann man ihm ia Beispiele entgegen setzen, die das Gegentheil beweisen, — und Rousseau wird gewiß statt des stärksten Beweises dienen. Dergleichen Beispiele sind eben nicht selten, dieses aber fiel mir um deswillen mit bei, weil Herr Tralles, Rousseau und seinen Emil angegrif-

fen

sen hat. — Ich begreife nicht, wie ein Gelehrter mit so vieler Partheilichkeit verfahren und weiter nichts bei Gelegenheit dieses Emils sagen kann, als daß es ein Buch wäre; dargegen Anti-Emile auftreten müssen. Ich räume das ein, denn sein Lehrgebäude der Erziehung möchte wohl nicht in allen Stücken anwendbar seyn, demohngeachtet aber wird es immer ein Werk bleiben, davon unser Jahrhundert wenige aufzuweisen hat, und das dem bedrängten Rousseau wie Reichard *) sich ausdrückt, eine Stelle unter den Wohlthätern der Menschheit eingeräumt hat.

Wenn Rousseau das Fehlerhafte unsrer Erziehung überdachte, wo das Kind sich nur immer unter das Joch des Eigensinns schmiegen muß, wo der natürliche Freiheitstrieb unterdrückt, und das Kind gewöhnt wird, als Mann dereinst nur den Heuchler zu spielen, so war nichts natürlicher, als daß er Schöpfer eines Emils werden mußte, nach welchen Plan man etwas freier athmen durfte. Dieser Emil war die Quelle aller der Grausamkeiten, deren man

*) Siehe Litteratur und Theater-Zeitung des 2ten Jahrganges 1ster Theil, No. VI.

man sich bediente, um diesen Mann so ganz zu Grunde zu richten, denn man kann leicht denken, wie tief in die Seele er mußte gekränkt seyn, ehe er in die Worte ausbrechen konnte: ich schweige vor den Menschen, und überlasse meine Sache Gott, der mein Herz kennt. 2c. —

Neunzehntes Fragment.

Daß man Rousseau und ähnliche Männer nicht nach Verdienst schätzt, daran mögen auch wohl Vorurtheile die meiste Schuld haben: denn wie wenige können ihre Schriften mit Geschmack lesen, und wie viele sind nicht die ewigen Nachsprecher dererienigen, an welche fehlerhaften Charaktere sie sich zu schmiegen pflegen. — Daß Männer bei ihrem Leben nicht genugsam geehret werden, davon liese sich die Ursache leicht angeben, warum man aber oft nach ihrem Tode ihr Andenken zu unterdrücken sucht, ist mir von ieher unbegreiflich gewesen. — Und warum sind dieienigen wohl ruhig, die vermöge ihres Ansehens Vorurtheile bestreiten, und durch ein errichtetes Denkmal, Blumen auf das Grab eines so verdienten Mannes streuen könnten? — Sieh, Gustav! das waren von ieher

die Klagen, die ich zu führen pflegte, wenn ähnliche Gegenstände mir die Gelegenheit gaben, iezt aber sehe ich wohl ein, daß auch dieses, so wie fast alles in der Welt, nicht in allgemeinen, sondern nur in einzelnen Fällen, gelten könne, und daß es wohl auch Regenten gebe, die sich die Erhaltung des Andenkens eines Mannes, zu einem angenehmen Geschäfte machen. — Du hast mich oft des Glücks wegen beneidet, die Wohnplätze der Ruhe und Zufriedenheit, Dessau und Wörlitz, gesehen zu haben, und doch haben meine Erzählungen nicht alles das erschöpfen können, was diese Orte vor so vielen andern wohl auszeichnet. Besonders habe ich eines Umstandes vergessen, der manchen unbedeutend seyn möchte, mir aber unter einer Menge von Schönheiten, vorzüglich auffallend und bemerkungswerth war. Als ich Gelegenheit hatte, bei Betrachtungen der Schönheiten des Lustschlosses Wörlitz, den Geschmack seines Fürsten auf so verschiedene Art zu bewundern, sahe ich zugleich den dabei befindlichen Garten, und es wurde mir in der That schwer zu bestimmen, welchen von beiden ich eigentlich den Vorzug einräumen sollte, da in beiden sich der feinste Geschmack mit natürlicher Anmuth und Schönheit vereinigt. Unter einer Menge bemerk-

merkungswerther Gegenstände des Gartens, fand ich auch auf einer Insel eine Urne mit Pappeln bepflanzt, die dem Andenken Rousseau heilig war. Ich las an dem Postimente folgende Innschrift:

Dem Andenken

J. J. Rousseau

Bürgers zu Genf

der

Die Witzlinge zum gesunden Verstande,
Die Wollüstigen zum wahren Genuß,
Die irrende Kunst zur Einfalt der Natur,
Die Zweifler zum Trost der Offenbarung,
Mit männlicher Beredsamkeit zurück wieß,
er starb

den 2 Julii 1778.

und ich kann aufrichtig sagen, daß, als ich diese Worte ausgelesen hatte, ich solche Rührung empfand, als ich noch nie bei einem ähnlichen

lichen errichteten Denkmal empfunden hatte. — Welch ein Fürst! — war der Ausbruch meines Gefühls, — der einen Rousseau zu schätzen weiß, der Verdienste durch ein Andenken belohnt, das seinem Geschmack Ehre machen muß, weil eine edle Simplicität es auszeichnet, und seinem Herzen, — weil Menschenfreundlichkeit die Triebfeder war. Und der Inhalt dieser Inschrift, — liß ihn noch einmal Gustav! und dann sage mir, ob nicht alle Verdienste, die Rousseau besaß, und womit man viele Bogen anfüllen könnte, gleichsam in einige Zeilen gedrängt sind? — Wenn also auch hier und da Verdienste verkannt werden, so hält einen solch ein Denkmal eines Fürstens, der die Vorzüge eines Weisen zu schätzen und durch sein Andenken zu belohnen weiß, für den Aerger über das erstere wiederum schadlos, und solch ein Beweiß erhabener Denkungsart der Regenten, muß auch dem Unzufriedensten hinreichend seyn, sich zu der Aussöhnung mit dem Menschengeschlechte bereit finden zu lassen. —

Zwanzigstes Fragment.

Ich gestehe dir aufrichtig Gustav! daß Tralles mich am meisten durch die Stelle gekränkt

kränkt hat, die er wider Rousseau schrieb. — Jetzt ist mir auch wieder wohl, denn ich habe den Menschenfreund gesehen, der Rousseau seine Leiden, durch seine freundschaftliche Einladung auf seine Güther nach Rußland versüßen wollte. Schade, daß, wie er selbst sagt, er nicht gesunder, beweglicher und inniger war, um diesen Ruf annehmen zu können. — Orlow hat ein maiestätisches Ansehen, aber zugleich herrscht in seinem Gesicht der menschenfreundliche Zug seines Charakters, einem Rousseau zu schreiben, daß er auf sein Landguth kommen und alle Bequemlichkeit geniessen, daß er frei und ungebunden seyn und Niemanden Verbindlichkeit haben soll. — So deucht mir Gustav! können doch nur edle Seelen handeln, und um deswillen mußt du auch verzeihen, wenn es übereilet von mir seyn sollte, so einem Mann beim ersten Anblick in meinem Herzen für das zu erklären, wozu ihn der Brief in Sturzens Schriften charakterisirte. — —

Druckfehler.

Seite 1	Zeile	13	statt diesen ließ diesem
— 3	—	5	bei Schrift muß seyn, ein, und dargegen stellen mit St.
— 3	—	20	statt demnach ließ dennoch
— 4	—	15	statt übernimmt, unternimmt
— 22	—	22	statt denken, dünken
— 24	—	19	statt Sillah, Sittah, so wie auch in dem Seite 61 eingerückten Gespräche und so oft es nur vorkommt, allezeit statt Sillah, Sittah zu lesen ist
— 24	—	25	statt: daß aber, daß ihn aber
— 27	—	5	statt den ließ dem
— 27	—	13	statt ihm, ihr
— 51	—	20	statt vernünftig ließ verächtlich
— 53	—	8	statt die, da
— 58	—	10	statt daswenige, dasienige
— 74	—	21	statt hätte, habe
— 78	—	18	statt sehr, sehe
— 82	—	16	statt Mein, Nein
— 83	—	24	statt: daß er von ist zu lesen: daß er nicht von
— 88	—	10	statt ihn, ihm
— 89	—	17	statt In, Je
— 100	—	13	statt D. Se . . ließ D. Sa . .
— 108	—	23	statt modernisirt, modern
— 114	—	18	statt gefürchtet, gehütet
— 115	—	4	statt, vortreflich seyn, vortreflich bearbeitet seyn
— 117	—	14	statt wie auf, wie wenig auf
— 128	—	4	statt Postimente ließ Postamente

Bl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütz, Friedrich Wilhelm von,

Apologie, Lessings dramatisches Gedicht: Nathan den Weisen betreffend

Leipzig 1781

Res/P.o.germ. 1692,11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10925638-7
VD18 14629828-001